



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

29. JAHRGANG ■ 3 | 2000





Das Augustinerchorherrenstift Öhningen am Bodensee, Mittelpunkt der neu ausgewiesenen Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

3 / 2000 29. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. H. G. Brand,
Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Außenstelle Stuttgart, Baden-Württem-
bergische Bank Stuttgart,
Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie sich
bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kosten-
los bei der Geschäftsstelle
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 137 Editorial
Dieter Planck
- 138 Das erste Rastatter Inventar
Zur Geschichte von Schloss Rastatt
und seiner Ausstattung
Ulrike Grimm
- 144 ... noch einmal Rastatt
und Favorite
Zu zwei Bildnissen der mark-
gräflichen Familie
Ilse Fingerlin
- 148 Papierwelten
Susanna Schönecker
- 151 Gesamtanlage „Ehemaliges Stift
und Dorf Öhningen“
Eine Gemeinde nutzt die Möglich-
keiten von Denkmalschutz und Bau-
leitplanung
Erik Roth
- 156 Künstlerhäuser auf der Höri
Petra Wichmann
- 169 Eine Wiege der Textilindustrie
Die ehemalige Spinnerei und Weberei
Wiesental
Wolfgang Kaiser
- 175 Zum Profanbau des 19. Jahr-
hunderts im Ortenaukreis
Hans Jakob Wörner
- 187 Wirtschaftsfaktor Denkmal
Die Umnutzung militärischer Anlagen
Friedrich Jacobs
- 189 Darf Denkmalpflege
schöpferisch sein?
Gaupenvariationen als Beitrag
zur Diskussion
Frank T. Leusch
- 193 Erhaltung auf Umwegen oder
die Reprivatisierung einer Heimat-
stube
Bernhard Laule
- 197 Piero della Francesca im Mark-
gräfler Land
Über den Umgang mit Wandmalerei
Dagmar Zimdars
- 204 Das Fastentuch im Schwimmbad
Ein Werkstattbericht
Christiane Kendel
- 207 Die Pfahlbausammlung Ludwig
Leiners im Rosgartenmuseum
Konstanz – ein Kulturdenkmal
von besonderer Bedeutung
Verena Nübling
- 210 Frühe Kelten im Breisgau
Der Fürstensitz auf dem Münsterberg
in Breisach
Rolf Dehn
- 213 Neues zur Archäologie
der Alamannen
Gerhard Fingerlin
- 217 Prähistorische Grabhügel als
vielfältige Bezugspunkte in Zeit,
Landschaft und archäologischer
Forschung
Hügel als Bestattungsplatz und
Grabform
Jutta Klug-Treppe
- Denkmalporträt:
225 Breisach „Schlösslematt“
ein Wohnbau der barocken
Belagerungswerke
- 226 „Vom Messbild zur Bauanalyse“
25 Jahre Photogrammetrie im Landes-
denkmalamt Baden-Württemberg

Editorial

Dieter Planck

Das vorliegende Heft hat den Schwerpunkt „Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg“ zum Thema.

Einen weiten Bogen vom Bodensee bis zur Ortenau spannen die Aufsätze zur Denkmalpflege: Von Künstlerhäusern am Bodensee und ihren Bewohnern, von der neu ausgewiesenen Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“ über eine architektonisch wie sozialgeschichtlich für das Wiesental bei Lörrach bedeutsame Industrieanlage des 19. Jahrhunderts bis zu architekturgeschichtlich herausragenden Gebäuden des 19. Jahrhunderts im mittelbadischen Ortenaukreis. Aus der denkmalpflegerischen Praxis stammen Aufsätze zur behutsamen Einfügung von Dachgauben in städtischen Dachlandschaften, zur langdauernden Restaurierungsgeschichte eines städtischen Bauernhauses auf der Baar, zur technisch höchst anspruchsvollen und komplizierten Restaurierung des großen Fastentuchs im Freiburger Münster sowie zum denkmalpflegerischen Umgang mit gotischer Wandmalerei in Kirchen des Markgräfler Landes; ferner ein Bericht über die wirtschaftliche Bedeutung der Konversion, der Umnutzung von Kasernenanlagen.

Auch die Kollegen der Archäologischen Denkmalpflege sind mit Aufsätzen zur südbadischen Landesarchäologie vertreten: zum „Pfalbau-saal“ im Rosgartenmuseum Konstanz, zum frühkeltischen Fürstensitz in Breisach, zum Beitrag der Landesarchäologie zur Geschichte der Alamanen und zu Grabhügeln als kulturgeschichtliches Phänomen.

Am Anfang des Heftes werden zwei Aufsätze über die Schlösser Favorite (bei Rastatt) und Rastatt veröffentlicht, deren denkmalpflegerische Betreuung seit den 60er Jahren bis heute von Professor Stopfel durchgeführt wird.

In einen ganz anderen, gleichsam persönlichen Bereich führt der Aufsatz über die faszinierende, bunte Welt der Architekturmodelle und deren kulturgeschichtliche Bedeutung. Wer das Zimmer

von Herrn Stopfel im Freiburger Amt betrat, war immer wieder von den hier aufgestellten farbigen Architekturmodellen aus Papier beeindruckt!

Der Inhalt dieses Schwerpunktheftes „Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg“ beruht sicher nicht auf einem Zufall, sondern bildet – Sie werden es bereits erahnt haben – das „Festgeschenk“ von allen Mitarbeitern des Freiburger Amtes an Professor Dr. Wolfgang E. Stopfel, Außenstellenleiter des Landesdenkmalamtes in Freiburg, der am 23. September 2000 seinen 65. Geburtstag feiert. Für diesen Anlass haben die Freiburger Kolleginnen und Kollegen mit großer Energie und Tatkraft ihren Entschluss umgesetzt, für ihren „Chef“ ohne dessen Wissen, aber unter seinen Augen ein „Abschiedsgeschenk“ zu verfassen: das vorliegende Heft der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“. Entstanden ist ein bunter und großer Feststrauß von Aufsätzen zur Bau- und Kunstdenkmalpflege und zur Archäologie des südbadischen Raumes. An vielen der in diesen Aufsätzen besprochenen Maßnahmen war Herr Stopfel selbst beteiligt, hat diese angeregt oder durch seinen Rat in ihrer Durchführung begleitet.

So war Herr Stopfel seit Anbeginn an den langwierigen und umfangreichen Vorarbeiten entscheidend beteiligt, die Insel Reichenau in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufzunehmen. Die Entscheidung über diesen Antrag ist bis zum Ende dieses Jahres zu erwarten.

Den Lesern des „Nachrichtenblattes“ ist Herr Stopfel als Autor zahlreicher Beiträge seit über 30 Jahren bekannt. Genau zwei Jahrzehnte lang hat er als Mitglied des Redaktionsausschusses den Inhalt und den Stil dieser Zeitschrift entscheidend bestimmt. Für dieses wichtige Engagement in der Öffentlichkeitsarbeit des Landesdenkmalamtes haben wir Herrn Stopfel ganz herzlich zu danken.



Das erste Rastatter Inventar

Zur Geschichte von Schloss Rastatt und seiner Ausstattung

Vor 300 Jahren wurde im Auftrag des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, des „Türkenlouis“, mit dem Ausbau der Residenz in Rastatt nach den Plänen des Domenico Egidio Rossi begonnen. Für die ursprüngliche Ausstattung des Schlosses ist das erst vor kurzem entdeckte Inventar aus dem Jahr 1728 von Bedeutung.

Ulrike Grimm

Die ehemalige Residenz (Abb. 1) des Türkenlouis zählt zu den wenigen Schlossbauten, die sich aus der Erbauungszeit im Wesentlichen unverändert erhalten haben. Im Innern der frühesten Barockresidenz am Oberrhein finden sich Stuck- und Freskendekorationen, die in einzigartiger Weise zeigen, was um 1700 vor allem in Wien geschätzt wurde. „Das schönste gebäu nicht allein in Teutschland, sondern auch in Italiam“ – das der „welsche Maler“ seinem Auftraggeber und seiner kunstsinnigen Gemahlin Sibylla Augusta zu errichten versprochen hatte, war Schloss Rastatt eben auch deshalb, weil hier ein „rarer Stuckator aus Italiam“ – Giovanni Battista Artario – und die aus Bologna herbeigerufenen Quadraturisten-truppe um Giuseppe Roli die Decken in den Fest-räumen und den Staatsappartements ausgestaltet hatten. Die gleichermaßen prächtige und zu Beginn des 18. Jahrhunderts hochmoderne Ausstattung mit kostbaren Möbeln und Textilien ist nahezu vollständig verloren. Den einschneidenden Verlust brachte die Versteigerung am 8. Mai 1775 im so genannten Koenigs-Hof in Straßburg, als Rastatter Prunkmöbel zusammen mit Kostbarkeiten der markgräflichen Kunstsammlungen nach dem Willen der Erbin, Kaiserin Maria Theresia, zum Verkauf angeboten wurden.

Eine Vorstellung von der originalen Einrichtung überliefern nur die Nachrichten in den spärlich erhaltenen Archivalien. Raum für Raum ist die Möblierung der Rastatter Residenz allein im Inventar, das 1772 nach dem Aussterben des Hauses Baden-Baden angefertigt worden war, aufgelistet.

Dieses Inventar von 1772 diente zur Grundlage bei der Sanierung und Wiedereinrichtung der Bel-etage durch die Staatliche Hochbauverwaltung des Landes Baden-Württemberg. Seit 1989 ist Schloss Rastatt wieder zu besichtigen ist. Den Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg ist die Obhut seiner konservatorischen

Betreuung und Präsentation für die Öffentlichkeit anvertraut.

Das Inventar von 1728

Das „Inventarium über die in nach specifirten fürstlichen Zimmern in Corps de Logis befindlichen Meubles“ entdeckte die Autorin im Generalandesarchiv Karlsruhe. Wie der verantwortliche Schreiber am Schluss des Dokuments berichtet, war die Inventur vom Hof angeordnet und am 7. September 1728 abgeschlossen worden.

Da gut ein Jahr zuvor, Markgraf Ludwig Georg zu seinem 25. Geburtstag, am 7. Juni 1727, von seiner Mutter die Regierung des Hauses Baden übernommen hatte, ist anzunehmen, dass der „Jägerlouis“ im Zuge seiner Regierungsübernahme die Bestandsaufnahme veranlasst hatte.

Die historische Bedeutung des Inventars von 1728, das heißt, vor allem die Frage, welche Einrichtung im Inventar dokumentiert ist, wird verständlich, wenn man die Ereignisse um die Einrichtung der Residenz in den vorausgegangenen Jahren in Erinnerung ruft.

Beim Tod des Türkenlouis im Januar 1707 waren der Bau und seine feste Ausstattung im Innern vollendet, während an der beweglichen Ausstattung, so z.B. der Einrichtung der Räume mit Textilien, noch gearbeitet wurde. Die Fertigstellung der Einrichtung, in dem die Staatsappartements mit den kostbaren Dekorationen auch in ihrer Möblierung den repräsentativen Anspruch des Erbauers des Schlosses und seiner Gemahlin zum Ausdruck brachten, konnte Sibylla Augusta zunächst nicht vollenden. Die begonnenen Arbeiten wurden durch den Tod des Türkenlouis unterbrochen und waren dann über mindestens sieben Jahre zum Stillstand gekommen. Um die wertvollsten Einrichtungsgegenstände vor den Gefahren des Spanischen Erbfolgekriegs in Sicherheit zu bringen, wurden sie im Frühjahr 1707 in 54 Kisten

und 24 weiteren Gepäckstücken verpackt nach Mainz verschifft. Noch fünf Jahre später war die gesamte Möblierung offenbar ausgelagert. Johann Friedrich Uffenbach berichtet anlässlich seines Besuchs am 28. November 1712, dass die Räume nicht „meubliret“ und „in dem ganzen haus das geringste der gleichen nicht anzutreffen war.“

Erst nach dem Rastatter Frieden im Jahr 1714 nahm die für ihren Sohn Ludwig Georg regierende Markgräfin die Arbeiten um die Einrichtung der Rastatter Residenz wieder auf. Sibylla Augustas außergewöhnlichem Kunstsinn entsprach es, für eine möglichst kostbare Einrichtung der Residenz zu sorgen. Dass sich die Witwe des Türkenlouis jedoch nicht nur mit der Wiedereinrichtung der zwischen 1705–1707 begonnenen Möblierung begnügte, sondern die bewegliche Ausstattung nach 1714 offenbar mit großem Engagement und viel Geld weiter vermehrte, hatte auch einen konkreten Grund. Das Rastatter Schloss sollte in seiner Ausstattung mit Mobilien modernsten Geschmacksvorstellungen genügen und so einen angemessenen Rahmen für die Heiratsverhandlungen ihrer Kinder bilden. Beim Besuch in der Residenz sollte sichtbar werden, dass das Haus Baden ein Fürstengeschlecht war, das den höchsten Ansprüchen höfischer Repräsentation entsprach.

Als es der Markgräfin gelang, für ihre Tochter die zunächst verabredete Verbindung mit dem Haus Thurn und Taxis zu lösen, um Johanna als künftige Duchesse d'Orléans mit einer der höchsten französischen Adelsfamilien zu verbinden, hatte der Glanz der Rastatter Residenz die Unterhändler

ohne Zweifel für eine solche Verbindung gewogen gemacht, und das war das Ziel. Selbst den Zeitgenossen waren diese Zusammenhänge bewusst. Baron von Pöllnitz, der weitgereiste Kenner europäischer Fürstenhöfe, hat die neue badenbadische Residenz um 1730 besucht und darüber in seinen Erinnerungen berichtet: „Les appartements ont toutes les commodités qui y peuvent convenir...Ils sont peints, dorées et meublées superbement. Mme la Margrave, Douariere du Prince Louis, les a mis dans ce état pour le mariage de sa fille avec le Duc d'Orléans.“

Der Blick auf die Rastatter Schlossgeschichte zeigt: Der frühe Tod des Markgrafen und die anschließenden Kriegsjahre hatten eine gleichzeitige Vollendung von Bau und Innenausgestaltung im 1. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts verhindert. So war die originale erste Residenzeinrichtung jene Ausstattung, die Sibylla Augusta während ihrer Regentschaft für den noch unmündigen Ludwig Georg in Rastatt zusammengetragen hatte.

Das Inventar von 1728 überliefert diese erste Einrichtung der Räume im Rastatter Corps de Logis. Von größtem Interesse sind zunächst einige grundlegende, übergreifende Eigenheiten der ehemaligen Rastatter Schlossmöblierung, die sich in diesem Dokument widerspiegeln.

Für die an der Gartenseite gelegenen Vor-, Audi- und Schlafgemächer waren unter der Regentschaft Sibylla Augustas die unverzichtbaren Elemente einer repräsentativen Einrichtung, wie wir sie aus anderen Schlössern der Zeit kennen, prägend. Die speziellen Erfordernisse des regierenden Hauses Baden-Baden hatten Vorrang in der Einrichtung der hofseitigen Räume der Bel-



1 Schloss Rastatt,
Ansicht vom Ehrenhof.



2 „Pillage“ (Plünderung), Wandteppich aus der „Kriegskunstserie“ im Rastatter Schloss, Brüssel um 1700.

etage und dem Erdgeschoss. Besonders deutlich wird dies in der Möblierung des südlichen hofseitigen Eckraums, wo im Anschluss an das Paradeschlafzimmer des Markgrafen ein weiteres prächtiges Prunkbett aufgestellt war. Dass 1728 also insgesamt drei Prunkbetten in der Rastatter Bel étage dokumentiert sind, ist ungewöhnlich und eben nur zu verstehen, weil hier die Markgräfin zusammen mit ihrem Sohn Ludwig Georg und seiner Gemahlin Anna Maria von Schwarzenberg angemessen repräsentiert sein sollten.

Beim Vergleich der beiden Inventare von 1728 und 1772 wird aber auch ein anderes Merkmal der Rastatter Einrichtung erkennbar. In der Residenz verblieben die Prunkmöbel der ersten Einrichtung auch unter den nachfolgenden Regenten, den beiden Söhnen des Türkenlouis, als Hauptstücke in den Staatsappartements. Ein vergleichbares Vorgehen kennen wir aus den kaiserlichen Appartements in der Wiener Hofburg, wo eben auch die älteren Einrichtungen bewahrt blieben, und die Nachfahren den ihrer Zeit gemäßen moderneren Anforderungen der *commodité* in der Möblierung in anderen Räumen verwirklicht haben.

Schließlich muss man sich bewusst machen, dass auch das Inventar von 1728 nur eine fragmentarische Vorstellung der ersten Einrichtung gibt. Denn ohne Zweifel waren auch Gemälde und kostbare Kleinkunstwerke, die nicht in diesem Inventar aufgelistet sind, zum Schmuck der Staatsappartements vorhanden. Diese Bestände wurden wohl 1728 als Teil der (möglicherweise gesondert aufgelisteten) Kunstsammlungen verstanden. Vermutlich war das Inventar von 1728 gemäß einer solchen Anforderung aufgelistet worden. Dass die Bestandaufnahmen nach solchen spezifischen Anweisungen erstellt wurden, beweist das Inventar von 1734, wo die nach Schloss Baden-Baden (vor den Gefahren des Polnischen Kriegs) in Sicherheit gebrachten Möbel zusammen mit den Gemälden (aber nicht den Kleinkunstwerken) aufgelistet sind.

Schlussfolgerungen für eine Verbesserung der Präsentation

Da das Inventar von 1728 eine Vorstellung von der originalen Einrichtung in Rastatt gibt, die bisher größtenteils unbekannt war, ergaben sich dar-

aus neue Möglichkeiten, die früheste Barockresidenz am Oberrhein heute mit möglichst authentischer Einrichtung zu zeigen und die Präsentation der Beletage vornehmlich nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten auszurichten.

Nachrichten aus diesem Inventar waren schon bei den Erwerbungen der Staatlichen Schlösser und Gärten in Baden-Baden und der Neukonzeption der Rastatter Präsentation, die am 17. April 1997 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden waren, maßgeblich. Auch die Verbesserung der Präsentation, die zum diesjährigen 300-jährigen Jubiläum der Residenz verwirklicht wurde, gründet im Wesentlichen auf diesem Dokument.

Einige Beispiele dafür seien im Folgenden aufgeführt. Das Ziel, auch im Innern der Residenz einen Eindruck von der originalen Ausstattung zu vermitteln, ist künftig mit der Präsentation der „Kriegskunstserie“ im Vor- und Audienzzimmer des markgräflichen Staatsappartements in besonderer Weise verwirklicht. (Abb. 2). Die aus den markgräflichen Sammlungen 1996 erworbenen Tapissereien: Embuscade, Pillage und Attaque gehören zusammen mit dem im Badischen Landesmuseum erhaltenen: Rencontre, Campement und Faschinade zur Serie der Tapissereien, die um 1700 in Brüssel in der Manufaktur van der Borght gewebt wurden. Dass diese kostbaren Wandteppiche zur ursprünglichen Ausstattung gehörten, belegt das Inventar von 1728. Es ist sogar anzunehmen, dass sie schon vor dem Tod des Markgrafen zu den Rastatter Kostbarkeiten der Möblierung zählten und mit jenen identisch sind, die im Verlassenschaftsinventar Ludwig Wilhelms aufgeführt sind: „6 niederländisch spallier, die vor die junge gnädigste Herrschaft gekauft worden.“ Beim Lesen des Inventars wird deutlich, dass in der



Einrichtung der Rastatter Staatsappartements den Silbermöbeln eine beherrschende Rolle zukam. 28 Silbermöbel, darunter zwei massive, zwölfarmige Leuchter und Silbertische mit dazugehörigen Gueridons (Leuchtertische), werden in den Audienz- und Paradezimmern der Erbauer des Schlosses verzeichnet. Diese Prunkstücke, um 1700 Inbegriff absolutistischer Selbstdarstellung in den großen Residenzen, sind nicht mehr erhalten. Ihr Verlust wird nie zu ersetzen sein, da barocke Silbermöbel so gut wie nie auf dem Kunstmarkt zu erwerben sind.

Auch das Wissen um die hohe Bedeutung der in Augsburger Werkstätten hergestellten Silberarbeiten, die einst den Staatsappartements ihren unverwechselbaren Charakter gaben, führte im Jahr 1995 bei der Versteigerung der markgräflichen Kunstsammlungen in Baden-Baden zur Entscheidung, den Tischaufsatz und die Prunkuhr für ihren angestammten Platz, Schloss Rastatt, zu erwerben (Abb. 3 u. 4).

So findet der heutige Besucher in der Residenz des Türkenlouis im Thronsaal der Markgräfin einzigartige Zeugnisse barocken Kunsthandwerks, die uns Sibylla Augustas Kunstsinn erkennen lassen. Der vierteilige Tischaufsatz mit den beiden Pyramiden und den Statuetten der Diana und Ceres sowie die Tischuhr mit dem signierten Elfenbeinmantel des Ignaz Elhafen wecken jedoch zu-

4 Tischaufsatz, Tobias Baur. Elfenbeinschnitzerei aus dem Umkreis des Ignaz Elhafen. Augsburg um 1700.

3 Tischuhr, Jacob Mayr (d. Ä.), Augsburg. Elfenbeinschnitzerei von Ignaz Elhafen. Wien 1697.

gleich auch die Erinnerung an die Pracht der ehemals zur gleichen Zeit in der Rastatter Beletage aufgestellten Silbermöbel.

„Ein Küsten worinnen sich viel türkische Schriefften, gefürneiste indianische TheeTrummel“ ist im südlichen hofseitigen Eckraum unter den kostbaren Mobilien nach dem Inventar von 1728 aufgestellt (Abb. 5). Dabei handelt es sich ohne Zweifel um die javanische Teetrommel, die heute unter den Schätzen der „Türkenbeute“ im Badischen Landesmuseum zu bewundern ist. Die Nachricht, dass die mit Lackdekor gezierte und deshalb als „indianisch“ aufgelistete Teetrommel aus dem Besitz des Türkenlouis in seinem Appartement aufgestellt war, verdient aus mehreren Gründen besonderes Interesse. Das markgräfliche Paar hat sich einzelner Stücke aus der „Türkenbeute“ bedient, um sich in der neuen Residenz einzurichten. Auch für den Rastatter Marstall ist die Verwendung von Reitzeugen aus der „Türkenbeute“ dokumentiert, schließlich haben sich Ludwig Wilhelm und Sibylla Augusta der mitgebrachten Trophäen bei der Festgarderobe für Kostümfeste bedient. Selbst wenn bisher die ursprüngliche Herkunft der Teetrommel aus der „Türkenbeute“ nicht zu belegen ist, zeugt deren Aufstellung in den Privatgemächern des markgräflichen Appartements doch für den Sinn an exotischen Einrichtungsgegenständen. Dass Teetrommeln in der Zeit um 1700 zu den geschätzten Möbeln zählten, ist uns bis heute eindrucksvoll im Bestand der Teetrommeln in Schloss Charlottenburg (Berlin) bezeugt. Aus dem Nachlassinventar des Türkenlouis wissen wir, dass in der ersten Einrichtung des Schlosses der Geschmack für das „Indianische“ nicht allein in der Teetrommel, sondern auch in der Aufstellung einiger bedeutender Lackmöbel zum Ausdruck kam. In der künftigen Präsentation wird diese Vorliebe durch einen Spiegel, dessen Rahmen im chinesischem Geschmack vermutlich in

der Rastatter Hofwerkstatt lackiert wurde, und ein japanisches Lackkästchen, das aus Sibylla Augustas Kunstkammersammlungen stammt, anschaulich.

Von besonderem Interesse sind schließlich die Angaben des Inventars, um die Fragen der historischen Einrichtung mit Textilien zu erörtern. Die Beschreibung der Möbelbezüge, Vorhänge sowie der Baldachine in den Audienzzimmern und den Paradebetten ist die ausführlichste und spiegelt deren den Raumeindruck bestimmende Rolle wider. Wie keine andere bisher aufgefundene Archivalie vermittelt das Inventar von 1728 eine dichte Vorstellung der einstigen barocken Einrichtung im Rastatter Schloss, wo die Paradezimmer des Türkenlouis vom Farbakkord des Grün und Silber, in den Gemächern seiner Gemahlin Sibylla Augusta von Carmoisin-Rot, Silber und Gold geprägt waren.

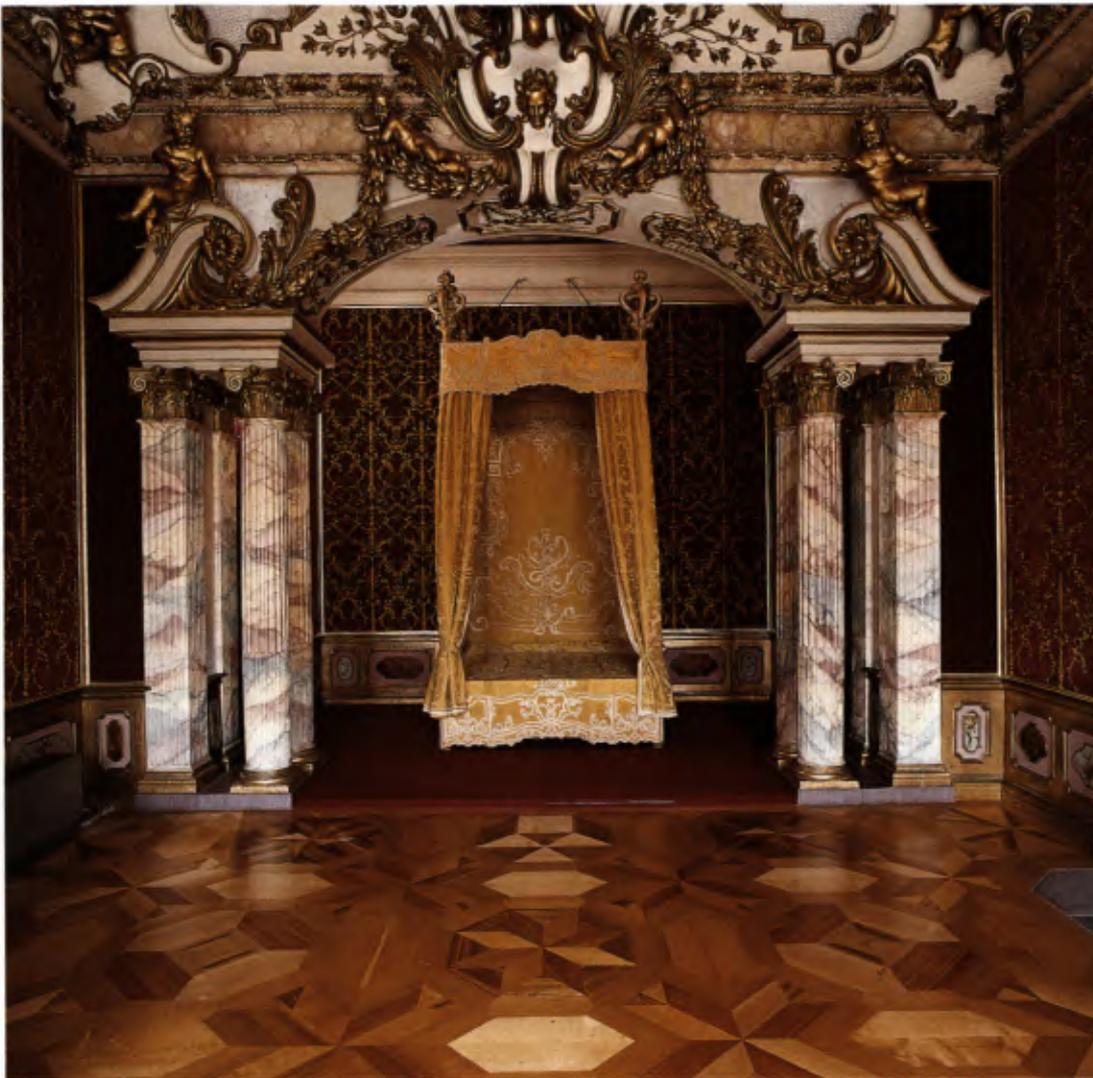
Die Beschreibung des offenbar besonders kostbaren Thronbaldachins im Appartement des Markgrafen „von rahrer gewürckter Arbeit, davon der Grundt von dichten Silber, darauff aber allerhand Capitäl, fruchten, Blumen und Vögel, allerhand Laubwerckh von Seiden gebildet, mit etlichen eingemengten Streiffen von grünen Sammet“ überliefert außergewöhnlich genau dessen Ornamentdetails und Materialvielfalt. Dabei wird auch die Grenze einer heutigen Gestaltung auf der Grundlage der Überlieferung deutlich. Diese Angaben verbieten einen Nachbau des Thronbaldachins. Zu detailliert und andererseits auch zu ungenau wird der Stoff beschrieben, um in Anlehnung an vergleichbare erhaltene oder über Stiche überlieferte Baldachine für Rastatt einen Baldachin nacharbeiten zu lassen.

Die Überlegungen zu den Quellennachrichten zum Paradebett im ehemaligen Prunkschlafzimmer der Markgräfin führten zu einer ganz anderen Entscheidung. Ein Paradebett wurde aus dem Kunsthandel erworben und zum Jubiläum im Alkoven aufgestellt. Das um 1720 vermutlich in Italien gearbeitete „Lit à la Duchesse“ entspricht der überlieferten Beschreibung nur insoweit, als auch das erworbene Bett ein originales Prunkbett des frühen 18. Jahrhunderts ist und sich in seiner Farbigkeit Gelbgold und Silberweiß dem originalen Farbakkord des Raumes einfügt. Das Prunkbett, ein originaler historischer Ersatz, vermittelt heute wieder die Funktion des Bettalkoven. Anschaulich wird Besuchern jedoch auch eine der wichtigsten Eigenheiten barocker Schlossmöblierung, von der es in einer zeitgenössischen Quelle (M. de Soucy, Versailles) heißt: „le lit en fait la plus noble partie, et celle qui attire d'abord les yeux“ (Abb. 6).

Das Inventar von 1728 liefert zu vielen anderen Einzelstücken und gesonderten Bestandseinheiten der ehemaligen Rastatter Schlosseinrichtung



5 Teetrommel.
Trommel: Java um 1680.
Fußgestell: Deutsch,
Ende 17. Jh.



6 Paradeschlafzimmer der Markgräfin „Lit à la Duchesse“. Italien oder Frankreich um 1720. Erworben für Schloss Rastatt aus dem Kunsthandel.

aufschlussreiche Informationen, die künftig erörtert werden müssen. Von besonderem Interesse sind z. B. die Nachrichten zur Türkenbeute, die vermutlich die bisher offene Frage beantworten helfen, was denn mit der Türkenbeute, die aus Prag 1721 nach Rastatt verbracht wurde, geschehen sei.

Das Inventar von 1728 zur Ausstattung des Rastatter Schlosses liegt im Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur: GLA 46/ 4102 Nr. 2. Die Autorin beabsichtigt eine ausführlichere Publikation der umfangreichen Archivalie.

Literatur

Günter Passavant: Studien über Domenico Egidio Rossi und seine baukünstlerische Tätigkeit innerhalb

des süddeutschen und österreichischen Barock, Karlsruhe 1967.

Ulrike Grimm: Die Dekorationen im Rastatter Schloß 1700–1771, Karlsruhe 1978.

Katalog Ausstellung „Was bleibt“, Schwetzingen 1996.

Ulrike Grimm: Erwerbungen für die Staatlichen Schlösser in Baden 1995–1997. In: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen Baden-Württemberg 35, 1998, 183–188 (Schloss Rastatt).

Dr. Ulrike Grimm
Oberfinanzdirektion Karlsruhe
Moltkestraße 50
76 133 Karlsruhe



... noch einmal Rastatt und Favorite Zu zwei Bildnissen der markgräflichen Familie

Zwei Miniaturbildnisse sind bisher bei der Beurteilung der Porträts der markgräflichen Familie des Türkenlouis nicht ausgewertet worden, fast unbeachtet geblieben. Sie befinden sich im Stift Einsiedeln (Kanton Schwyz) und betreffen die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta und den Erbprinzen Ludwig Georg Simpert.

Ilse Fingerlin

Die beiden Miniaturbildnisse sind mit missverständlicher Aufbewahrungsangabe in der Zeitschrift „Ortenau“ Heft 32, 1952, S. 197 publiziert worden, aber nur Odilio Ringholz hat bereits 1893 in seiner Darstellung der Beziehung des markgräflichen Hauses Baden zum Wallfahrtsort Einsiedeln diese Bildnisse gebührend eingeführt. Auf Grund günstiger Quellenlage, vor allem aber durch die rückseitigen Widmungsschriften wissen wir, dass das Porträt des kleinen Erbprinzen 1711, das der Markgräfin 1712 dem Stift überbracht worden sind. Zu beiden Zeitpunkten sind keine Wallfahrten der markgräflichen Familie nach Einsiedeln vermerkt. In der Literatur (H. G. Kaack, A. M. Renner) hat man wohl deshalb diese Schenkung mit dem so entscheidenden Ereignis vom Juli 1708 in Zusammenhang gebracht, wo auf der Fahrt nach Einsiedeln der bis dahin stumme Prinz die Sprechfähigkeit erlangte. In diesem Fall lägen zwischen Gelöbnis und Einlösung der Guttat drei Jahre. Es verhält sich auch so, dass für die Erlösung von der Stummheit im Fondationsbuch ganz

andere Weihgaben gestiftet worden sind wie: „ein kostliches von blauem Sammet mit sehr breiten Silberporten gemachtes Meßgewand sambt einem Antipendio, zwei silberne Kinder, ihr silberne Bildtnuß, einen silbernen Fuess, eine goldene Zungen und ein paar Augen“ (R. Heggeler, O. Ringholz).

Von gemalten Miniaturbildnissen ist nicht die Rede. Über ihre ursächliche Bestimmung hat Odilio Ringholz aus dem Briefwechsel der Markgräfin mit Abt Maurus den Sachverhalt zusammengetragen: Am 6. Februar 1711 ersucht die Markgräfin den Abt, jeden Tag des Monats März in der Gnadenkapelle eine Heilige Messe lesen zu lassen, damit durch Fürbitte sie und ihre Kinder vor allen Krankheiten bewahrt werden. Am 25. März 1711 sandte Franziska Sibylla Augusta den Dekan des Collegiatstiftes zu Baden-Baden, Franz Bernhard Fortenbach, nach Einsiedeln. Er war mit einem Empfehlungsschreiben der Hohen Frau und des Hofrates Denzl versehen und überbrachte „das auf ein goldenes Herz gemalte Bild des jungen

1 Herzförmiger Anhänger (H. 8,9 cm, Edelmetall, Steinbesatz) mit dem Bildnis des badischen Erbprinzen Ludwig Georg Simpert (1711). Stift Einsiedeln.

2 Entsprechender Anhänger (H. 7,5 cm) mit dem Bildnis seiner Mutter, der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta (1712). Stift Einsiedeln.





3 Rückseite der Miniatur (Abb. 1). Votivinschrift mit Transskription nach O. Ringholz.

4 Rückseite der Miniatur (Abb. 2). Votivinschrift mit Transskription nach O. Ringholz.

Ex Voto
Quod pro recuperata
Valetudine sui hæreditarij
Filii Principis LVDOVJCO
Marchionis Badensis, Serenissima Mater FRANCJSCA
SJBYLLA AVGVSTA Marchiæ
Badensis, Vidua Gubernatrix,
nata Ducissa Saxo-Lauenburgica, cum Gratiarum
Actione et Ejusdem in
Cor Marianum Com-
mendatione pie exolvit.
Anno Domini
MDCCXI.

Anathema
Eucharistico-Votivum
a
LVDOVJCO
Marchione Badensi
pro sanitate
Matri Ejusdem
FRANCJSCAE SJBJLLAE AV-
GVSTAE
post periculosum morbū
clementissimè reddita
sospitatrici Virgini
devotissime con-
secratum
17 12.

Markgrafen mit der Bitte, solches stets bei dem Gnadenbilde hangen zu lassen.“ Im März des gleichen Jahres erkrankte die Markgräfin. Auf Ansuchen Denzls vom 30. März ordnete der Abt allgemeine Gebete für die „Hohe Kranke“ an. Ein Jahr später, im März 1712, ließ man wieder täglich eine Heilige Messe in der Gnadenkapelle lesen. In diesem Jahr sandte Prinz Ludwig Georg „ein kleines Bild seiner Mutter in herzförmigem Rahmen“ nach Einsiedeln. Diese Miniaturbildnisse sind nicht als „Bild-Votive“ wie die goldene Zunge von 1708 an das Kloster gelangt, sondern sollten sowohl als Weihegabe für Gebetserhöhung, aber auch als Hinweis auf die großmütigen Stifter in der Einsiedler Wallfahrtskapelle aufgehängt werden. Maße (Höhe 8,9 und 7,5 cm) und Art der Ösen an beiden Fassungen lassen auch nur eine solche Nutzung zu.

Trotz des einjährigen Unterschieds tragen beide Bildnisse die Handschrift des gleichen Künstlers. Sie sind in Gouache-Technik auf Pergament gemalt und eigens für die herzförmigen steinbesetzten Fassungen geschaffen, denn an der spitzen Einziehung der Mitte sieht man den dunkel eingefassten Randkontur. Der Prinz ist im Alter von neun Jahren dargestellt, knieend, die Hände zum Gebet angehoben. Über der Rüstung hängt am roten Schulterband der bayerische Hubertusorden: ein weiß emailliertes achtspeitziges Kreuz, in den Winkeln je drei goldene Strahlen; in der runden Mitte der Wahlspruch „IN TRAU VAST“. 1444 gestiftet, ist der Orden 1708 von Kurfürst Wilhelm von der Pfalz erneuert worden, der als Vormund für den Erbprinzen von Baden eingesetzt war und diesem bereits zwischen 1708–11 den Orden verlieh, nicht erst 1723, wie bisher angenommen.



5 Miniatur (28 x 20 cm) aus der Serie der Kostümbilder Schloss Favorite (Spiegelkabinett). Erbprinz Ludwig Georg Simpert weist auf das Bildnis seiner Mutter als Witwe.

Außer zwei Kleinkinderbildnissen im Alter von einem und zwei Jahren (G. Kircher, Nr. 318, 319) hat sich nur eine Porträtminiatur Ludwig Georgs im Alter von schon 21 Jahren anschließen lassen (Badisches Landesmuseum, Karlsruhe), die eine ausgeprägt schmale Gesichtsform zeigt, während auf dem Bild mit dem „Einsiedler-Kind“ noch ein liebes, rundes Antlitz zu bewundern ist. Auch das Bildnis der Markgräfin (1712) trägt Züge, die bisher nicht überliefert sind: das Gesicht einer jungen Frau, deren wehmütiger, wissender Blick vom Schmerz über den Verlust des Mannes spricht, aber wegen ihrer Jugendlichkeit auch ein bezauberndes Lächeln auf den Lippen trägt. Eines der schönsten und persönlichsten Porträts der Markgräfin! Nur ein Ölgemälde (Brustbild, G. Kircher, Nr. 309), das die Markgräfin auch als junge Witwe ausweist, steht in unmittelbarer Nähe zur Miniatur von 1712. Selbst die Kleidung beider ist gleich: die Form der schwarzen Schniepen- oder Schna-

belhaube, der daran befestigte schwarze Schleier, der hermelingefütterte Mantel und im Kleidausschnitt die enge Halskette mit tief herabhängendem Brillantkreuz. Alle späteren Porträts von der Markgräfin haben einen härteren, fast versteinerten Gesichtsausdruck, der von der Zartheit der Einsiedler-Bilder weit entfernt ist.

Die Einsiedler Miniaturbildnisse füllen wie kurz erläutert wurde nicht nur eine Lücke, sondern es lässt sich mit ihnen eine ganze Serie von 73 Miniaturen in Verbindung bringen, die im Schloss Favorite (bei Rastatt) im Spiegelkabinett untergebracht sind, auch auf Pergament in Gouache-Technik gemalt. Sie zeigen den Markgrafen Ludwig von Baden und seine Frau Franziska Sibylla Augusta in Verkleidungen, in Maskeraden, die bestimmten, damals bevorzugten Themenkreisen entnommen sind: wie den Jahreszeiten, fremden Völkern, bäuerlichen Trachten, bestimmten Berufen und alten Kostümen, rückseitig als altfranzösisch, altdeutsch, altspanisch bezeichnet, die oft kaum mehr als ein Jahrhundert zurückliegen. Die Dargestellten tragen ganz unverkennbar Porträtzüge, deren Bildvorlage exakt noch nicht recherchiert ist. Diese Vorlage wurde wie eine Schablone benutzt, sodass der Beschauer sich von zwei Personen fixiert fühlt. „Überall dasselbe Antlitz – immer neu der Mummenschanz“ so formuliert Victor von Scheffel seine Eindrücke im „Lied von Schloß Favorite“ (Gedichte aus dem Nachlass, Stuttgart 1889, 59).

Außer dem markgräflichen Paar tritt ein drei- bis vierjähriges Kind als Pendant zur Mutter auf oder an der Hand der Mutter geführt. Man sprach von mehreren Kindern, die an den Verkleidungen teilnahmen, aber hier wie bei den Eltern hat sich der Künstler auf nur einen Gesichtstyp festgelegt, sodass man auch in diesem Fall von einer einzigen Person ausgehen muss. Nahe liegend ist es, an den Stammhalter, den Erbprinzen Ludwig Georg Simpert zu denken, der, als man das Rastatter Schloss, die neuerbaute Residenz 1705 bezog, in diesem Alter sich befand. Zu der Zeit könnte die Bildserie mit den Verkleidungen begonnen worden sein. Der Künstler ist so wenig bekannt wie derjenige, der die beiden Einsiedler Bildnisse schuf. An einem wie am anderen Beispiel ist der meisterliche Umgang mit den Farben hervorzuheben und der Maltechnik, die stoffliche Wiedergabe zu differenzieren weiß: etwa die durchsichtigen Schleier, den schweren Samt, die glänzenden Flächen der stahlblauen Rüstung und das weiche Gelock des weißgepuderten Haars.

Auf einem der Blätter (Abb. 5) ist der Prinz deutlich älter, in altertümlicher Reitkleidung um 1630 dargestellt. Er weist mit ausgestreckter Hand auf einen ovalen Bilderrahmen, der über dem Kamin hängt. In diesem Rahmen sieht man das Brustbild

der Markgräfin als Witwe, eine Verkleinerung des Porträts von 1712 und dem entsprechenden Ölgemälde. Dieses Blatt ist zweifellos das Letzte der Serie, wo ganz bewusst auf die trauernde Mutter und ihre Rolle als Regentin Bezug genommen wird. In diesem Status hatte sie das Sommerschloss Favorite bauen lassen, das 1712 bereits im Rohbau stand, und es ist so abwegig nicht, dass man sich bereits über die Innenausstattung Gedanken machte. Wolfgang Stopfel schließt ja auch nicht aus, dass die Kostümserie für Favorite bestimmt sein könnte. Dennoch stehen einige Überlegungen dem entgegen: der frühe Beginn der Serie (um 1705), ihre stilistische Einheitlichkeit und der Zweck solcher Kostümserien. Sie sind in der Regel als Einzelblätter meist in Mappen zusammen gehalten worden, um sie in Muße zu betrachten, zu vergleichen und bei festlicher Gelegenheit darauf zurückzugreifen, auch mit verwandten Fürstenhäusern solche Blätter auszutauschen.

Alle diese Sammlungen sind – wenn überhaupt – erst später gebunden worden. Direkt und von vornherein war die Serie also wohl nicht für die Aufhängung im Schloss Favorite angefertigt worden. Es kommt noch hinzu, dass die Rahmung uneinheitlich ist. Außer Lackrahmen wurden bemalte und einfach belassene Holzrahmen verwendet; „Lückenbüßer“ für die leere Zone zwischen verspiegelter Wandfläche und Plafond sind sie aber sicher nicht gewesen. Es hätte eine bessere und überlegtere Wahl gar nicht getroffen werden können, denn wer verkleidet sich, wenn er sich nicht im Spiegel betrachten kann? Verkleidung, Masken und Spiegel bedingen einander, und es war wieder etwas Ungewöhnliches, eine Novität, die die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta in Schloss Favorite diesmal eigens für die Ausgestaltung von Spiegelkabinetten einführte.

Eine späte Nachfolge hat diese Idee in Schloss Queluz bei Lissabon gefunden (1774–86), wo in Spiegelwände gemalte Verkleidungsszenen mit Kindern eingepasst sind.

Für die Hilfe, mir Zugang zu den Miniaturen zu verschaffen, und die Erlaubnis zum Fotografieren, bin ich Pater Gabriel KleeB, Betreuer der Sammlung in Stift Einsiedeln, zu großem Dank verpflichtet.

Literatur

- Ausstellungskatalog. Der Türkenlouis, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Karlsruhe 1955.
- S. Esser, Leben und Werk der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta (1675–1733). Eine Ausstellung der Stadt Rastatt anlässlich des 250. Todestages der badischen Markgräfin, Rastatt 1983.
- R. Henggeler OSB, Quellen zur Kultur- und Kunstgeschichte aus dem Einsiedler Stiftsarchiv. Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch. 23, 1963/64, 47 ff.
- H. G. Kaack, Markgräfin Sibylla Augusta. Die große badische Fürstin der Barockzeit, Konstanz 1983.
- G. Kircher, Zähringer Bildnissammlung im Neuen Schloß zu Baden-Baden, Karlsruhe 1958.
- S. Luz Afonso, Le Palais de Queluz, Lissabon 1989.
- J. Nimmergut, Deutsche Orden, München 1979.
- A. M. Renner, Sibylla Augusta, Markgräfin von Baden. Geschichte eines denkwürdigen Lebens, Karlsruhe, 4. Aufl. 1981.
- O. Ringholz OSB, Das markgräfliche Haus Baden und das fürstliche Benediktinerstift U L Fr. zu Einsiedeln. Freiburger Diözesanarchiv 23, 1893, 4–45.
- W. E. Stopfel, „Ein Papierschloß“ Kulturgeschichte am Beispiel von Schloß Favorite bei Rastatt. In: Kurz & Gut, Hauszeitschrift der Byk Gulden 3/1975, 34.
- F. Wappenschmidt, Der Traum von Arkadien, München 1990.

Dr. Ilse Fingerlin

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 A

79 098 Freiburg/Breisgau



Papierwelten

Der Bilderbogen nahm seit dem Spätmittelalter eine vielfältige Entwicklung von Aufstellungszenen zum Ausschneiden über Modellbaubögen für dreidimensionales Gestalten von Miniaturarchitekturen bis hin zu plastisch-auffaltbaren Architekturgebilden in Karten oder Büchern – faszinierend ebenso für Kinder, Bastler, professionelle Modellbauer wie auch für den interessierten Sammler.

Susanna Schönecker

„Vielfältig sind die Bezüge des Ausschneidebogens zur Geschichte, zur Volkskunde, zur Pädagogik, zur Werbung, zur Kunst. Ihre wichtigste Funktion aber ist es wohl, das Erlebnis zu vermitteln, dass unter den eigenen Händen aus dem flachen Papierbogen plastisch-lebendige Gebilde entstehen“ (W. Stopfel).

Vom Bilderbogen über den Modellierbogen zum „Architektur-Paket“

Die Geschichte und Entwicklung des Ausschneidebogens hat ihre Ursprünge bereits im Spätmittelalter. Sein Vorläufer, der sog. Bilderbogen hat – in Form zunächst des Holzschnitts, dann des Kupferstichs und später auch als Lithografie – religiöse und weltliche Themen dargestellt.

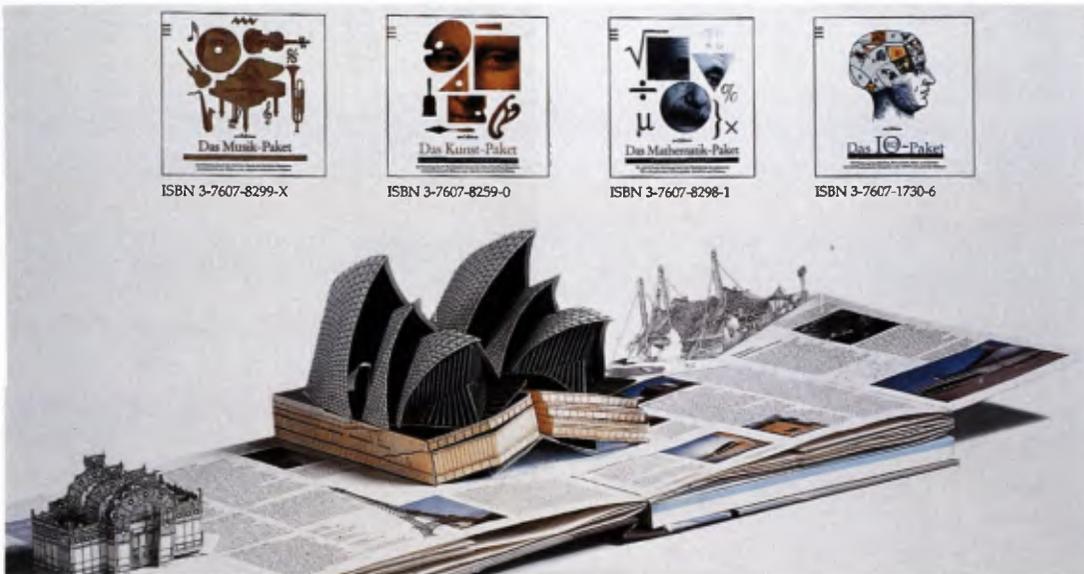
Im 19. Jahrhundert rückte der Aufstellbogen mit spielerischen und auch pädagogischen Themen vornehmlich für Kinder in den Vordergrund. Neben Puppenhäusern oder Ziehfiguren als erschwinglichem Spielzeug für Kinder boten Aufstellungszenen aus dem täglichen Leben den Jugendlichen Anschauungsunterricht z.B. über Bräuche oder über deren spätere Rolle in der bürgerlichen Gesellschaft, während Ankleidefiguren über die

neueste Mode informierten. Die weitere Entwicklung führte Mitte des 19. Jahrhunderts zum Modellierbogen, der über das Ausschneiden und Aufstellen hinaus durch Falten und Kleben räumliche Gebilde entstehen ließ und damit ein dreidimensionales Gestalten ermöglichte. Dies bereicherte nicht allein die Möglichkeiten bei Kinder- und Jugendspielen und beim anspruchsvolleren Hobbybasteln. Flache Staffagefiguren konnten mit halb-plastischen Hintergrundarchitekturen oder mit – aus Modellbaubögen gefertigter – plastischer Architektur verbunden werden. Dem Bastler wurde auf diese Weise die komplizierte und mühsame Arbeit der Netzkonstruktion und Kolorierungsarbeiten abgenommen. So wurde jedermann ohne besondere Vorkenntnisse zum Architekten im Kleinen, was in breiteren Kreisen der Bevölkerung u.a. auch das Interesse an historisch bedeutsamen Bauwerken weckte.

Schließlich komplettierten die plastischen Papiermodelle auch die Darstellungsmöglichkeiten von Architekturbüros, die bis weit ins 20. Jahrhundert den Modellbaubogen – basierend auf Grundrissplänen mit herausklappbaren Ansichten und Schnitten – als praktisches Arbeitsmittel nutzten. Wie faszinierend und ausdrucksvoll Ausschneide-



1 Faltkarten des Architekten Masahiro Chantani, Japan.



2 Im Architektur-Paket sind bewegliche, dreidimensionale Modelle bzw. Nachbildungen bekannter Bauwerke abgebildet; hier sind u.a. das Opernhaus in Sydney und das Münchner Olympiastadion zu sehen.

bögen sein können, zeigt ein Blick in einen anderen Kulturkreis, in welchem dem Papier als Medium kunstvoller Darstellung eine besondere Tradition zukommt. Erwähnenswert ist der japanische Architekt Masahiro Chantani, der Gedanken und Ideen des sog. „Okoshi-e“ oder Faltpapiermodells, das in Japan während der Edo-Zeit zum Entwerfen von Teehäusern diente, mit seiner „origamic architecture“ wieder aufnahm und aus weißen Karten plastische auffaltbare Architekturgebilde in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts veröffentlichte.

Anfang der 90er Jahre publizierte Ron van der Meer bei Ebury Press, London verschiedene „Packs“. Im „The Architecture Pack“ kann der Betrachter anhand von dreidimensionalen, zum Teil beweglichen Modellen, die Entwicklung der Baugeschichte von der Antike bis in die heutige Zeit nachvollziehen; zu sehen sind z.B. das Kolosseum in Rom, Palladios Villa Rotanda, der Goldene Tempel in Kyoto, Le Corbusiers Wallfahrtskapelle in Ronchamp, oder das Paul Getty Center. Neben diesen bereits vollendeten Modellierarbeiten wird u. a. ein aus vorgefertigten Bauteilen architektonisch genaues Hausmodell zum Nachbauen mitgeliefert. Der interessierte Leser lässt sich auf ein reizvolles Medium zum Anfassen und Begreifen ein, das ihn in eine Papierwelt führt, die auf eine faszinierende Reise in die reale Welt der Architektur einlädt.

Möglichkeit zum Gestalten

Je nach Genauigkeit der Modellbaubögen eröffnete dies auch Möglichkeiten zur weitgehend wirklichkeitsnahen Darstellung bzw. Rekonstruktion z. B. von historisch bedeutenden Bauwerken mit konstruktiver und stilistischer Detailtreue. In Einzelfällen dienten hochwertige Bilderbögen auch zur Wanddekoration verschiedener Schlös-

ser; so verwendete man im 18. Jahrhundert für das Lackkabinett von Schloss Brühl Kupferstiche der Maria Sibylla Merian und für einen Raum im Schloss Favorite bei Rastatt Abbildungen eines Künstlerlexikons.

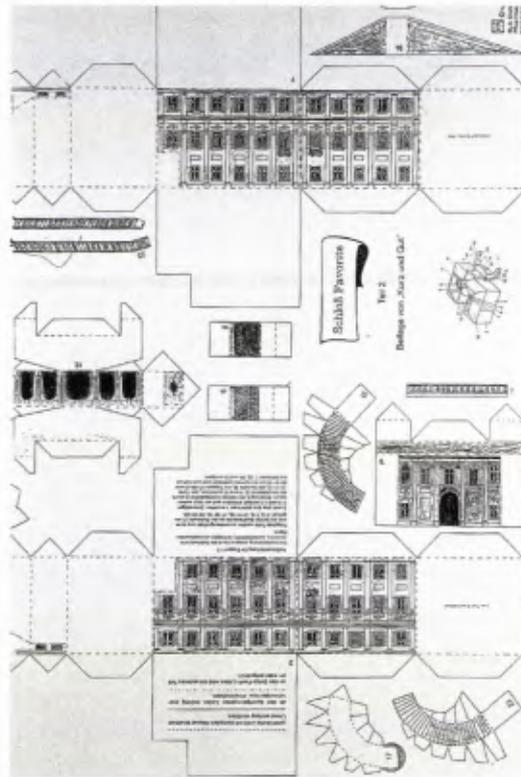
So zerbrechlich und klein das Papiermodell eines historisch bedeutsamen Bauwerks sein mag: es ist nicht mit der Vergänglichkeit seines realen Gegenstücks behaftet und vermittelt so – im Unterschied zur schwierigen Konfliktlösung in der praktischen Denkmalpflege – die uneingeschränkte Möglichkeit des Gestaltens und Betrachtens auf der individuellen Ebene einer kleinen eigenen Welt aus Papier.

Auch in der Literatur wird die Faszination des Gestaltens mit Papier als reizvoll beschrieben: so erzählt Goethe 1811 in *Dichtung und Wahrheit* „Aus meinem Leben“, er habe sich mit „Pappenarbeiten höchlich beschäftigen“ können und habe sich „artige Lusthäuser, welche mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt

3 Originalmodell Schloss Favorite von W. Stopfel.



4 Ausschnitt des Ausschneidebogens „Schloß Favorite“, der 1974 auf Anregung von W. Stopfel in der Zeitschrift „Kurz und Gut“ der Firma Byk Gulden, Konstanz, als Beilage für die Jugend erschien. In einem Begleitartikel spricht W. Stopfel von dem „Papierschloß“ Favorite, da das Material Papier, „in den verschiedensten Techniken und Formen verwendet“ wird; sie „machen den Zauber dieses Schösschens aus.“

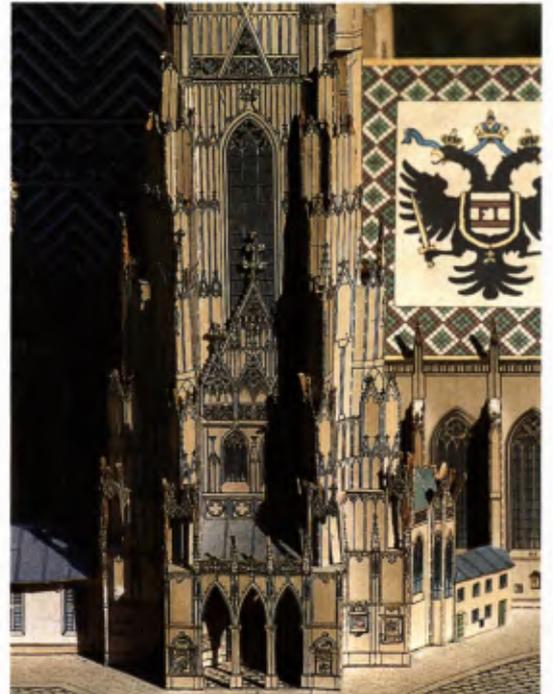


5 Miniaturmodell des Stefandoms, Wien, Eigentum W. Stopfel; ein Geschenk von Martin Hesselbacher (ehem. Leiter der LDA-Außenstelle Freiburg).



6 Detail Miniaturmodell des Stefandoms in Wien.

wurden“, ausgedacht. Auch Theodor Fontane erinnert sich in seinen Memoiren „Meine Kinderjahre“ (1893), dass er sich als „Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe“ fühlte... und „...daß ein gewisser Gestaltungsdrang darin aussprach. Es prickelte mich, etwas entstehen zu sehen...“ Eines vermag allerdings den Gestaltungsdrang einzuschränken: es ist das Interesse an der Bewahrung der Identität hochwertiger, kostbarer Modellierbögen, die – ohne zur plastischen Gestalt geführt zu werden – für sich genommen schon einen hohen Eigenwert darstellen. Deshalb wird es der eine oder andere wertbewusste Sammler vielleicht vorziehen, den kunstvollen Modellierbogen unberührt zu lassen, sich auf das Betrachten zu beschränken und den Gedanken, ihm vielleicht doch Gestalt zu geben, für sich zu behalten – wie ein unausgesprochenes Wort. Eine kleine Welt des Papiers, die der Fantasie noch größere Spielräume lässt und dem Sammler seine eigene Erfüllung gibt.



Literatur

Architecture à découper, Stichting Kunstprojecten, Rotterdam 1987.

U. Jehle-Schulte Strathaus/D. Nievergelt/C. Bonney-Brüllmann: „Architektur aus Papier“, Ausstellungskatalog, Architekturmuseum, Basel 1987.

K. Lankheit, Zur Geschichte des Ausschneidebogens, „Kurz und Gut“ Sondernummer Februar 1970, Byk Gulden, Konstanz.

R. van der Meer D. Sudjic „Das ArchitekturPaket“, ars Edition 1992.

W. Stopfel, Ausstellungskatalog zu den Ausstellungen in Karlsruhe, Waldkirch und Frankfurt, 1986/87. Ausgaben 1/74 und 2/74 der Firmenzeitschrift „Kurz und Gut“, Byk Gulden, Konstanz.

H. Vogel: Bilderbogen, Papiersoldat, Würfelspiel und Lebensrad, Edition Popp, Würzburg 1981.

Dipl.-Ing. Susanna Schönecker
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“

Eine Gemeinde nutzt die Möglichkeiten von Denkmalschutz und Bauleitplanung

Die Gemeinde Öhningen am Bodensee hat das ehemalige Augustinerchorherrenstift und das zugehörige Dorf als Gesamtanlage unter Denkmalschutz gestellt. Parallel dazu hat sie für den früheren Stiftsbezirk einen Bebauungsplan aufgestellt. Auch in anderen Bereichen trägt sie mit der Bauleitplanung dazu bei, die Ortsteile von geschichtlicher Bedeutung zu erhalten und behutsam fortzuentwickeln.

Erik Roth

Die Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“ oberhalb des Untersees gelegen, des westlichsten Abschnitts des Bodensees, wurde im vorigen Jahr durch Satzung der Gemeinde unter Denkmalschutz gestellt.

In Südbaden bestand bereits ab 1949 die Möglichkeit, „Straßen-, Platz- oder Ortsbilder, die in ihrer Gesamterscheinung als Kulturwerte anzusehen sind“, in das Denkmalschutzbuch einzutragen (§ 34 des Badischen Denkmalschutzgesetzes). Als erstes erhaltenswertes Ortsbild wurde 1954 die Altstadt von Meersburg auf diese Weise geschützt. Gesamtanlagen in ihrer besonderen, geschichtlich bedingten Eigenart zu erhalten, gelingt aber nur dort, wo es nicht allein ein Anliegen der Denkmalpflege ist, sondern vor allem der Bewohner und ihrer Vertretung in der Gemeinde. Aus diesem Grund wurden bereits die älteren südbadischen Gesamtanlagen im Einvernehmen mit den Gemeinden ins Denkmalschutzbuch eingetragen, auch wenn das Gesetz nur eine Anhörung forderte.

Seit 1971 können „Gesamtanlagen, insbesondere Straßen-, Platz- und Ortsbilder, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein besonderes öffentliches Interesse besteht“, nach § 19 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes unter Schutz gestellt werden. Anfangs erfolgte dies durch Rechtsverordnung des Regierungspräsidiums als Höhere Denkmalschutzbehörde; dazu war das Einvernehmen mit der Gemeinde erforderlich. Seit 1983 stellt die Gemeinde selbst – im Benehmen mit dem Landesdenkmalamt – die Gesamtanlage durch Satzung unter Denkmalschutz.

Dies entspricht der besonderen Verantwortung, die den Gemeinden im Rahmen der Bauleitplanung zukommt: Nach dem Baugesetzbuch haben sie bei der Aufstellung von Flächennutzungsplänen und Bebauungsplänen u. a. „die Belange des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege sowie die erhaltenswerten Ortsteile, Straßen und



1 Ehemaliges Augustinerchorherrenstift Öhningen von Süden. Der westliche Teil des Stiftsbezirks mit Konvent, Kirche und Amtshaus.

Plätze von geschichtlicher, künstlerischer oder städtebaulicher Bedeutung“ zu berücksichtigen (§ 1 Abs. 5 Nr. 5 BauGB).

In Ortskernen, für die es keine Bebauungspläne gibt, gilt für Bauvorhaben die Forderung des Baugesetzbuchs: „(...) das Ortsbild darf nicht beeinträchtigt werden“ (§ 34 Abs. 1 Satz 2 BauGB). Die gesetzlichen Bestimmungen in diesem Zusammenhang werden aber von vielen Gemeinden als nicht hinreichend angesehen, um ihre erhaltenswerten historischen Ortskerne vor Beeinträchtigungen zu schützen. Sie haben den Wunsch, in höherem Maße Einfluss auf Veränderungen des Ortsbildes bzw. des Siedlungsgefüges zu nehmen. Der Gesetzgeber hat ihnen dazu verschiedene Instrumente an die Hand gegeben:

- Bebauungspläne nach den Bestimmungen des Baugesetzbuchs (§ 9 BauGB),
- Satzungen zur Erhaltung baulicher Anlagen und der städtebaulichen Eigenart von Gebieten (Erhaltungssatzungen; § 172 BauGB),
- örtliche Bauvorschriften bzw. Gestaltungssatzungen auf Grundlage der Landesbauordnung (§ 74 LBO).

Bei der Aufgabe, einen Ortsteil von besonderer geschichtlicher Bedeutung zu erhalten und fortzuentwickeln, können sich Instrumente aus dem Bereich der Stadtplanung und des Denkmalschutzes wirkungsvoll ergänzen. Die Gemeinde Öhningen hat diese Möglichkeiten in den letzten Jahren konsequent und mit Erfolg angewandt.

Öhningen-Kattenhorn: Bebauungsplan mit Erhaltungssatzung

Im Ortsteil Kattenhorn ist seit 1993 ein Bebauungsplan in Verbindung mit einer Erhaltungssatzung gem. § 172 BauGB in Kraft. Ein erster Entwurf des Bebauungsplanes war bereits 1987 erarbeitet worden.

2 Der östliche Teil des Stiftsbezirks mit den früheren Wirtschaftsgebäuden.



Der kleine Ortsteil südöstlich von Öhningen entstand um die ehemalige Burg am Bodenseeufer. Die L-förmige Anlage liegt in einem ummauerten Park mit altem Baumbestand. In einem Befestigungsturm wurde im 16. Jahrhundert die St. Blasius-Kapelle eingerichtet. An der Zufahrt zum Schloss steht eine Gruppe von Anwesen des 17. und 18. Jahrhunderts, darunter mehrere Fachwerkbauten und das frühere Vogteigebäude. Erst seit den 1920er Jahren erfolgte ein Ausbau des Ortsteils nach Norden und Westen, zum Großteil mit Ferienhäusern.

Der Bebauungsplan umfasst den gesamten Ortsteil zwischen der Landesstraße und dem See. Die Erhaltungssatzung beschränkt sich auf den historischen Ortskern mit dem Schloss, einem erhaltenswerten Ortsteil von geschichtlicher und städtebaulicher Bedeutung im Sinne des Baugesetzbuchs. Ziel der Satzung ist die Erhaltung der städtebaulichen Eigenart des Gebiets, die sich aus seiner städtebaulichen Gestalt ergibt. Der Rückbau, die Änderung und die Nutzungsänderung baulicher Anlagen bedürfen in diesem Bereich einer Genehmigung. Diese kann versagt werden, wenn die bauliche Anlage das Orts- oder Landschaftsbild prägt oder sonst von städtebaulicher, insbesondere geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung ist. Die Genehmigung zur Errichtung einer baulichen Anlage darf versagt werden, wenn die städtebauliche Gestalt des Gebiets dadurch beeinträchtigt würde.

Neben diesem allgemeinen Genehmigungsvorbehalt wurden im Bebauungsplan Festsetzungen zu Art und Maß der baulichen Nutzung und zur Bauweise getroffen. Die ausgewiesenen überbaubaren Grundstücksflächen („Baufenster“) und die Zahl der zulässigen Vollgeschosse orientieren sich im Bereich der Satzung weitgehend am Bestand. In der ausführlichen Begründung zum Bebauungsplan sind die wesentlichen Merkmale des erhaltenswerten Ortsbildes, aber auch mögliche Veränderungen im Einzelnen erläutert. Im Osten schließt an das Erhaltungsgebiet ein Naturschutzgebiet an, sodass auch die Anbindung der Ortslage und des Schlossparks an die Uferlandschaft – ein wichtiges Merkmal der historischen Situation – gesichert ist.

Stiftsbezirk und Dorf Öhningen: Gesamtanlagensatzung und Bebauungsplan mit örtlichen Bauvorschriften

Öhningen, der Hauptort der Gemeinde, liegt auf einer Verebnungsfläche am Südhang des Schiener Berges, oberhalb des Untersees, nahe der Schweizer Grenze. Die Ansicht vom See wird vom mächtigen Komplex des ehem. Kollegiatstifts beherrscht, das sich über den Wiesen und Gärten



3 Stift und Dorf
Öhningen von Süden,
um 1750.

erhebt. Das 965 gegründete Kloster wurde im 12. Jahrhundert Augustinerchorherrenstift (1166 belegt). Die Vogtei über das Stift hatte der Bischof von Konstanz inne, 1534/36 wurde die Propstei dem Fürstlichen Hochstift Konstanz inkorporiert. 1805 erfolgte die Aufhebung des Stiftes. Das heutige Erscheinungsbild der Anlage ist im Wesentlichen durch ihren Ausbau im 17. Jahrhundert bestimmt. Der Stiftsbezirk gliedert sich in zwei Bereiche:

- im Westen (Abb. 1) die Kirche (1604–26 mit Ausstattung um 1700), die Dreiflügelanlage des ehem. Konvents (14.–18. Jh.), das ehem. Amtshaus (1686; heute Rathaus), auf dem ehem. Friedhof die Totenbruderschaftskapelle (früher Beinhaus, um 1600);
- im Osten (Abb. 2) der ehem. Wirtschaftshof mit der Zehntscheuer (1678) und weiteren Gebäuden entlang der nördlichen Begrenzung; südlich ein ehem. Speicherbau des Klosters.

Unterhalb der eingefriedeten Gartenflächen erstrecken sich bis zur Straße die früheren Obstwiesen, heute am Hangfuß als Sportanlage genutzt. Oberhalb des Stiftsbezirks schließt das Dorf an.

1993 wurden von der Gemeinde drei Gutachten für die Gestaltung und Nutzung des Klosterplatzes – der öffentlichen Freiflächen innerhalb des Stiftsbezirks – in Auftrag gegeben. Gefordert war, die historische Situation im Klosterbereich zu erhalten und ggf. wieder herzustellen. Die zugehörige Bebauung sollte bewahrt, störende Gebäude (ein Gartenhaus, Garagen) entfernt werden. Der Innenbereich sollte verkehrsberuhigt und in seiner Aufenthaltsqualität verbessert werden. 1994 beschloss der Gemeinderat, für den Bereich des ehem. Stiftsbezirks einen Bebauungsplan aufzustellen. Einer der Gutachter wurde mit der Planung beauftragt. Nach einer Pause wurde die Pla-

nung im Frühjahr 1999 wieder aufgenommen. Im Zusammenhang mit diesen Planungen fanden wiederholt Gespräche mit dem Landesdenkmalamt statt. Die hohe Bedeutung des Stiftsbezirks war allen Beteiligten von Anfang an bewusst; von Seiten der Gemeinde wurde die Frage gestellt, ob es sich um eine Gesamtanlage handle. Im Laufe der Gespräche wurde deutlich, dass der Stiftsbezirk nicht isoliert betrachtet werden dürfe, dass sinnvollerweise das angrenzende Dorf in die Überlegungen zur Erhaltung des historischen Ortskerns einbezogen werden sollte. Eine Sichtung der historischen Unterlagen und eine erste Bestandsaufnahme von Seiten unseres Amtes zeigte, dass Stift und Dorf seit dem Mittelalter eine enge funktionale und räumliche Einheit bildeten. Die Situation, die uns durch die Gemarkungskarte von 1703 und eine Vogelschau aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (Abb. 3) überliefert ist, finden wir heute noch wieder. Die wesentlichen Bestandteile sind erhalten bzw. deutlich ablesbar.

4 Anwesen in der Oberdorfstraße, der Hauptachse des Dorfes.





5 Anwesen in der Leder-gasse. Putz- und Fachwerkbauten, Giebel- und Traufstellung wechseln ab.

6 u. 7 Kirchbergstraße / Ecke Oberdorfstraße, am Zugang vom Stiftsbezirk zum Dorf. Hausgärten, z. T. mit den traditionellen Lattenzäunen eingefriedet, tragen wesentlich zum dörflichen Charakter von Öhningen bei.

Das Dorf, das an den Stiftsbezirk anschließt, wird nach Westen und Norden durch das Steilufer des Nodbachs begrenzt. Das Ortsbild ist durch eine weitgehend geschlossene historische Bebauung mit Einhäusern des 16.–19. Jahrhunderts geprägt. Putz- und Fachwerkbauten, Giebel- und Traufstellung wechseln ab (Abb. 4 u. 5). Die Oberdorfstraße und die Ledergasse unterteilen das Dorf in drei Bereiche, die durch Stichstraßen weiter erschlossen sind. Im Nordwesten ist das Areal des ehem. Kehlhofes ablesbar. Die Gärten – vor den Häusern, im Innenbereich der einzelnen Quartiere und am Ortsrand – tragen wesentlich zum dörflichen Charakter bei (Abb. 6 u. 7). Stift und Dorf bilden damit eine historische Siedlungseinheit von hohem geschichtlichem Zeugniswert. Von Seiten unseres Amtes kamen wir zum Ergebnis, dass an der Erhaltung dieser Gesamtanlage aus wissenschaftlichen, vor allem aus bau- und siedlungsgeschichtlichen Gründen ein besonderes öffentliches Interesse besteht. Aus fachlicher Sicht empfehlen wir der Gemeinde, für den ge-

samten Bereich eine Satzung nach § 19 DSchG zu erlassen (Abb 8). In einer Informationsveranstaltung für die Bürgerschaft erläuterten wir anhand von Dias und Plänen, an welchen Merkmalen die Geschichte des Stiftes und des Dorfes im Ort ablesbar ist, und stellten die Ziele und Auswirkungen einer Gesamtanlagensatzung vor. Im Juli 1999 beschloss der Gemeinderat die Satzung über den Schutz der Gesamtanlage.

Dass wir in Öhningen die historische Situation auch heute noch im Bestand vorfinden, ist ohne Zweifel ein Verdienst der Bewohner, die mit ihrem Ort verbunden sind und das überlieferte Dorfgefüge schätzen und pflegen. Durch die Satzung soll die behutsame Fortentwicklung des Ortes unter Wahrung der prägenden Merkmale unterstützt werden.

Geschützt wird das Erscheinungsbild der Gesamtanlage. Gegenstand der Satzung sind alle Bestandteile bzw. Merkmale, die zu diesem Bild beitragen, also nicht nur die Gebäude, sondern ebenso unbebaute Grundstücksflächen wie Straßen, Plätze und Gärten. Bei Veränderungen ist jeweils zu prüfen, ob bzw. in welchem Umfang das geschützte Erscheinungsbild dadurch beeinträchtigt würde. Maßstab für die Beurteilung ist das erhaltenswerte vorhandene Ortsbild. Die Veränderung ist zu genehmigen, wenn sie das Bild der Gesamtanlage nur unerheblich oder nur vorübergehend beeinträchtigen würde. Veränderungen im Innern von Gebäuden werden von der Satzung nicht berührt. Nur wenn es sich um Kulturdenkmale handelt, sind diese – unabhängig von der Satzung – auch im Innern geschützt. Das Verzeichnis der Kulturdenkmale, das für den Bereich der Gesamtanlage neu erarbeitet wurde, gibt den Eigentümern und der Gemeinde einen Überblick über den Bestand.

Gleichzeitig mit der Satzung wurde den Bürgern der Entwurf des Bebauungsplans „Klosterplatz“ vorgestellt. Vorrangiges Ziel der Planung ist die Erhaltung des Stiftsbezirks in seiner überlieferten Gestalt. Zu diesem Zweck werden u. a. die überbaubaren – und damit auch die nicht überbaubaren – Grundstücksflächen ausgewiesen und Festsetzungen zur Stellung der Gebäude, zur Zahl der



Vollgeschosse, Trauf- und Firsthöhe getroffen. Diese Regelungen entsprechen weitgehend dem geschützten Bestand. Einzelne Neu- bzw. Erweiterungsbauten werden ermöglicht, soweit sie dem Charakter des Ensembles nicht widersprechen.

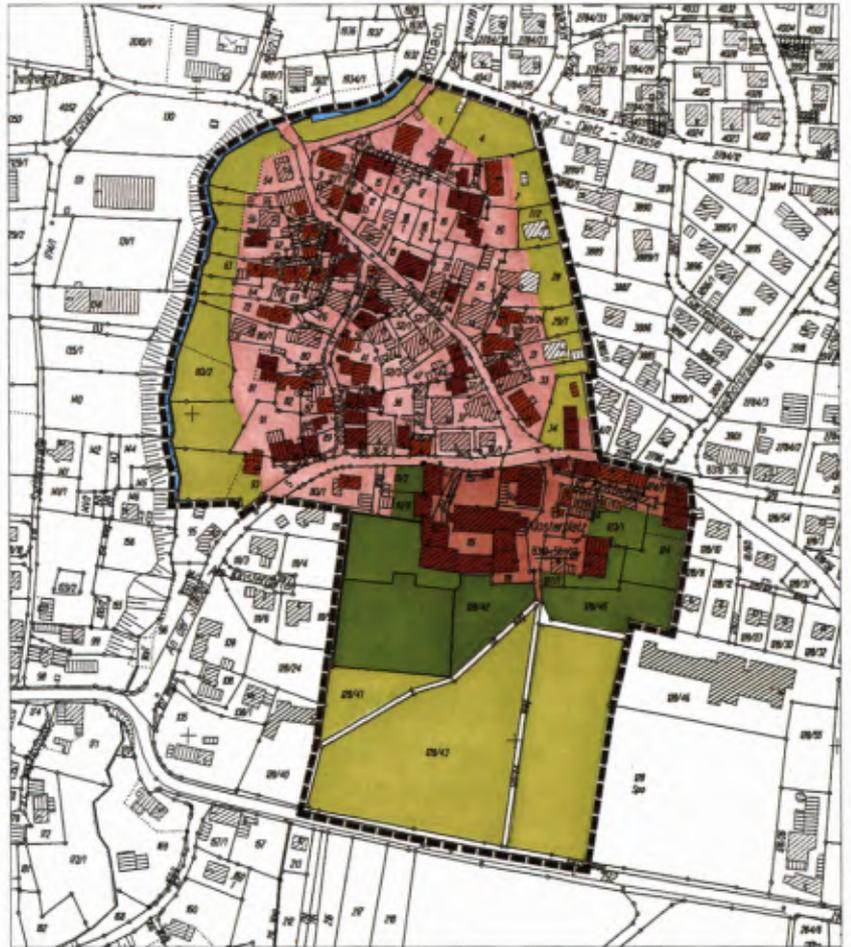
Ein wichtiger Bestandteil des Bebauungsplans „Klosterplatz“ sind die Regelungen zur äußeren Gestaltung der Gebäude. Sie beinhalten Aussagen zu den Elementen, die in besonderem Maße das Erscheinungsbild prägen, u. a. zur Dachform und Dachdeckung, zur Ausbildung von Dachgaupen, Türen und Fenstern, zu Außenputz und Farbe. Die Regelungen orientieren sich an der traditionellen Art der Formgebung, Materialwahl und Oberflächenbehandlung, die bis heute in diesem Bereich vorherrscht. Damit wird ein Rahmen für mögliche bauliche Veränderungen im Einklang mit dem erhaltenswerten Ortsbild vorgeben.

Örtliche Bauvorschriften dieser Art können zusammen mit einem Bebauungsplan oder als eigene Gestaltungssatzung beschlossen werden. Die Gemeinde kann sie zum Schutz bestimmter Straßen, Plätze oder Ortsteile von geschichtlicher, künstlerischer oder städtebaulicher Bedeutung bzw. zum Schutz von Kulturdenkmalen erlassen, aber auch zur Durchführung baugestalterischer Absichten (§ 74 LBO). Sie nimmt dann, über den Schutz charakteristischer Merkmale der vorhandenen Bebauung hinaus, Einfluss auf die Fortentwicklung des Ortsbildes, z. B. in Hinblick auf eine einheitliche bauliche Gestaltung.

In Bereichen, die durch eine Erhaltungssatzung nach § 172 BauGB oder eine Gesamtanlagensatzung nach § 19 DSchG geschützt sind, können Bebauungspläne und örtliche Bauvorschriften zur Konkretisierung der Erhaltungsziele beitragen. Bauherren und Architekten erhalten damit umfassende, verbindliche Grundlagen für ihre Planungen.

Ein weiterer Bebauungsplan wurde 1997/98 für den Ortsteil Stiegen am Seeufer erarbeitet. Die Festsetzungen im Bereich des alten Weilers an der ehemaligen Anlegestelle für das Stift Öhningen wurden ebenfalls in Hinblick auf die Erhaltung des überlieferten Bestandes getroffen.

Mit der Erhaltungssatzung für den Ortsteil Kattenhorn, der Satzung für die Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“, dem Bebauungsplan „Klosterplatz“ und den darin enthaltenen örtlichen Bauvorschriften hat die Gemeinde konsequent die Möglichkeiten genutzt, die ihr auf Grund des Denkmal-, Planungs- und Baurechts zur Verfügung stehen. Sie unterstützt da-



mit die Bemühungen der Bewohner, das Ortsbild zu erhalten und bei Bedarf behutsam fortzuentwickeln. Auf diese Weise wird eine hohe Wohnqualität für die Bewohner und ein besonderer Erlebnis- und Erholungswert für die Besucher des Ortes gesichert. Die Gemeinde Öhningen nimmt damit aktiv ihre Verantwortung für die Erhaltung und behutsame Fortentwicklung der Ortsteile von geschichtlicher Bedeutung auf ihrem Gebiet wahr.

Literatur

Wolfgang Stopfel, Gesamtanlagen als Schutzobjekt der Denkmalpflege, ein neues Problem? In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 12, 1983, S. 78–83.

Herbert Berner (Hrsg.), Dorf und Stift Öhningen, Singen/Öhningen 1966.

Dr.-Ing. Erik Roth
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79 102 Freiburg/Breisgau

8 Abgrenzung der Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“.



Künstlerhäuser auf der Höri

Die Künstler kamen in zwei Phasen und aus sehr unterschiedlichen Motivationen auf die Höri. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen die von der Schönheit der Landschaft Angezogenen, die Lebensreformer; nach 1933 kamen die Politischen ...

Petra Wichmann

Die Höri

„Zuerst entdeckte ... meine Frau das badische Dorf Gaienhofen am Untersee, und darin ein leer stehendes Bauernhaus, an einem kleinen stillen Platz gegenüber der Dorfkapelle...Das einzig komfortable im Haus war ein schöner alter Kachelofen mit ‚Kunst‘, von der Küche her heizbar, Wasser gab es nicht, das musste vom Brunnen in der Nähe geholt werden, Gas und elektrisches Licht gab es in der ganzen Gegend nicht, und es war auch nicht ganz einfach, das Dörfchen zu erreichen oder zu verlassen; außer dem Dampfschiff, das nur sehr selten und bei Eis oder Sturm gar nicht fuhr, gab es nur einen Pferdepostwagen, mit dem man in stundenlanger Fahrt, mit langen Aufenthalten in jedem Zwischendorf, eine Bahnstation erreichen konnte. Es war aber gerade das, was wir uns gewünscht hatten, ein verwünschtes, verborgenes Nest ohne Lärm, mit reiner Luft, mit See und Wald...“ (Hermann Hesse, Zitat nach Schläger, S. 156).

Die Höri ist eine Halbinsel am nordwestlichen Ende des Bodensees, der sich hier zum Rhein hin merklich verjüngt. Das Schweizer Ufer an der Südseite und das deutsche Ufer rücken nach Westen zu immer näher zusammen; nach dem Dorf Öhningen verläuft die Schweizer Grenze bei Stein am Rhein sogar für eine Weile am Nordufer. Nach zwei Seiten also grenzt dieser südliche Zipfel Deutschlands an die Schweiz an.

Jahrhundertlang hatte dieses Land dem Bischof von Konstanz gehört – der Name „Höri“ soll von Hörigkeit kommen. Es hat seinen ländlichen, barocken oder barock überformten Charakter bewahren können. Prägend sind die ehemaligen Klöster Öhningen und Schienen, die kleinen, zum See gerichteten Burgen und Schlösser Marbach, Oberstaad, Kattenhorn, Gaienhofen, Hornstaad, sind die um ihre Pfarrkirchen gruppierten Bauern- und Fischerhäuser, die hügelige Landschaft mit Streuobstwiesen, Riedflächen und der See.

Bereits in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zog es eine größere Gruppe von Künstlern an den westlichen Bodensee. Es waren die Landschaftsmaler, die sich während der Sommermonate vor

allem auf der Insel Reichenau einquartierten. Sie kamen wegen des besonderen Lichtes. Die hohe Luftfeuchtigkeit am See verleiht dem Licht einen silbernen, die Farben harmonisierenden Glanz. Diese Lichtqualität studierten gerade die Impressionisten, die Fahrt an den Bodensee wurde zur beliebten, auch preisgünstigeren Alternative zu einer Reise nach Venedig oder an die holländische Küste.

Auf die Höri kamen die Künstler etwas später, sie kamen in zwei verschiedenen Phasen und aus sehr unterschiedlicher Motivation. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen die von der Schönheit der Landschaft Angezogenen, die Großstädte hinter sich lassenden Lebensreformer, die Individualisten, die Lebensgenießer, die Sommerfrischler und noch immer Landschaftsmaler. Hermann Hesse und seine Frau Mia, die erste Schweizer Berufsfotografin, waren die Vorreiter; sie zogen 1904 nach Gaienhofen. Noch im gleichen Jahr folgte der Freund aus Tübinger Zeiten, der Arzt, Jurist und Dichter Ludwig Finckh nach. Nach 1933 kamen die Politischen, diejenigen, die von den Nationalsozialisten ihrer Ämter enthoben worden waren, die Entarteten, später einfach die Ausgebombten, die durch den Krieg aus ihrem vertrauten Lebenszusammenhang Gerissenen. Andere kamen, weil schon so viele da waren.

Die „Hörkünstler“, etwa 40 Namen werden in der Literatur genannt, berühmte Namen und solche, die eher regional bekannt sind, die noch einer Würdigung harren, standen in regem Kontakt untereinander. Besucher kamen, Schüler wurden unterrichtet, Kontakte zu musisch begabten Handwerkern aus den Dörfern bestanden; zu einer Künstlerkolonie im Sinne einer programmatischen Gemeinschaft wurden die Hörkünstler aber nie.

Was ist geblieben? Hermann Hesse kam nicht nur als Erster, er ging auch als Erster, 1912 bereits zog er mit seiner Familie nach Basel. Er brauchte die Anregung durch Menschen, die Stadt. Ein Gutteil der in den Dreißigerjahren auf die Höri Gezogenen kehrte nach einer Normalisierung der Lebensumstände in den 50er Jahren der Höri den Rücken, zog wieder in Städte. Andere blieben.

Auf dem Friedhof von Hemmenhofen liegen Otto Dix († 1969), Erich Heckel († 1970), Walter Herzger († 1985) und Gertraud Herzger-van Harlessem († 1989). Auch der Grabstein von Maria Logeais, geb. Baumann († 1998) fällt auf, ihre Tochter Holle ist Dix-Schülerin. Was geblieben ist, sind die Kunstwerke, sind die Häuser, denen dieser Artikel gewidmet ist, sind Nachfahren und Freunde, die noch immer auf der Höri leben, ist ein besonderer Genius Loci.

Dieser Genius Loci umfasst eine weit verbreitete Sensibilität sowohl für Kunst wie auch für Natur- und Landschaftsschutz – Finckh hatte 27 Jahre um die Einstellung des Basaltabbaus auf dem Hohenstoffeln gekämpft, der Maler Waenting setzte sich vehement für den Naturschutz ein. Auch heute gibt es auf der Höri einen Interessenkreis „Bewahren und Erhalten“, in dem Architekten, Journalisten, Künstler und Handwerker für den Erhalt der historischen Bebauung der Höri kämpfen. Im letzten Jahr haben sie eine Fotoausstellung zu diesem Thema in mehreren Gemeinden gezeigt. Es gibt Gemeinden wie Öhningen, die die historischen Ortskerne ihrer Teilgemeinden durch besondere Maßnahmen schützen (siehe dazu den Aufsatz von Erik Roth in diesem Heft). Eine kleine Gemeinde wie Gaienhofen hat ihre Tradition angenommen und unterhält drei Museen, die den Hörikünstlern gewidmet sind. Diese Gemeinde ist auch auf anderem Gebiet experimentierfreudig, so ist die in Fachkreisen bekannte Ortsdurchfahrt in äußerst sensibler Form so gestaltet, dass sie optisch nicht als trennendes Asphaltband wahrgenommen wird und das fußläufige Leben sich in diesem Dorf fast wieder abspielt wie in Zeiten vor der Motorisierung. Und es gibt einen Konsens, der sich gegen Bauspekulation und Zweitwohnsitze wendet, wie er am baden-württembergischen Seeufer fast nur hier zu finden ist. Dass die Höri bis heute eine weiträumige, ländliche, wenig zersiedelte Landschaft ist,

in der Victor von Scheffel den Eindruck hatte, des „Weltenschöpfers Meisterwerk“ zu erblicken, ist kein Zufall; es ist das Ergebnis des zähen Kampfes inzwischen mehrerer Generationen besonders sensibler Menschen.

Wir aber dichteten ... und wußten nicht, daß wir im Paradiese lebten.“
(Finckh, Im Paradies, 1946)

Gleich zwei Häuser erinnern in Gaienhofen an Hermann Hesse (1877–1962). Hesse hatte 27-jährig mit dem „Peter Camenzind“ den Durchbruch geschafft, konnte seinen Brotberuf als Buchhändler aufgeben und mietete sich mit seiner jungen Frau in dem oben von ihm selbst beschriebenen Bauernhaus (Kapellenstraße 5) im Ortskern ein. Dieses stattliche Fachwerkhaus steht neben der Mauritiuskapelle und dem Schul- und Rathaus und ist heute als Museum zugänglich. Typologisch handelt es sich um ein zweigeschossiges Quereinhaus, das heißt, der Wohnteil und der Ökonomieteil mit Tenne und Stall – letzterer noch mit Holzbohlenwänden – sind unter einem Dach zusammengefasst und jeweils von der Traufseite her erschlossen. Das Sichtfachwerk – die heutige Farbigkeit ist jüngere Zufügung – stammt, wie die wandhohen Streben und Andreaskreuze zeigen, aus dem frühen 18. Jahrhundert.

Die Hesses bewohnten damals nur den Wohnteil, der Ökonomieteil war nicht mit vermietet worden und wurde in seiner ursprünglichen Bestimmung durch andere weiter betrieben. Der Wohnteil ist zweizonig. Das heißt, Küche (heute Toiletten) und Stube liegen zur Giebelseite, dahinter der Eingangsbereich und eine weitere Kammer. Die Stube mit der schönen getäfelten Balkendecke ist erhalten. Der Rundbogendurchgang zur Kammer dahinter bestand wohl schon, als Hesses das Haus bewohnten, sodass der zweite Raum als



1 Bauernhaus aus dem frühen 18. Jahrhundert in Gaienhofen. Hermann Hesse lebte in diesem Haus von 1904–07. Heute Museum.

2 Hesses Schreibtisch ist in seine ehemalige Studierstube im Gaienhofener Bauernhaus zurückgekehrt.



Musikzimmer von Mia Hesse mit integriert werden konnte. Der schöne Ofen, den Hesse als besonderen Schmuck seines Hauses beschreibt, ist bei einer Renovierung 1961 leider nicht instandgesetzt, sondern durch einen einfachen Kachelofen dieser Zeit ersetzt worden; ähnlich ist es auch manch anderem Detail ergangen. Im Obergeschoss sind über gleichem Grundriss das Kinderzimmer für den Sohn Bruno, Hesses Arbeitszimmer und das Schlafzimmer angeordnet. Interessante Ausstellungsstücke sind Hesses Schreibtische. Im Arbeitszimmer steht der einfache Holzschreibtisch samt Stuhl, den er schon in der Gaienhofener Zeit besaß und den er später an alle anderen Lebensstationen mitgenommen hat. Im ehemaligen Schlafzimmer steht ein kleinerer „Nebenschreibtisch“, der durch ein Foto für Montagnola belegt ist, über den sonst aber nichts bekannt ist. (Im Haus sind wechselnde Ausstellungen. Sie befassen sich immer wieder mit dem malerischen Werk Hesses, einem wenig bekannten Aspekt der Doppelbegabung.)

1907 ließ sich Hesse vom Basler Architekten Hans Hindermann, der sich für die Bauzeit in Steckborn einquartierte, ein eigenes Haus am Erlenloh (Hermann-Hesse-Weg 2) erbauen. Es steht auf einer Anhöhe über dem Dorf mit weitem Blick über den See, zum Schweizer Ufer und zu dem gleichzeitig erbauten Haus seines Dichterfreundes

Finckh – davon später. Das Hessehaus ist eine kleine Villa bürgerlichen Zuschnitts. Der zweigeschossige Bau mit massivem, verputztem Erdgeschoss und verschindeltem Fachwerk-Obergeschoss ist an den einzelnen Ansichten durch Bauglieder wie einer Loggia und darüber einem Balkon, durch Treppenhäuserker und Risalite akzentuiert. Charakteristisch für diese Bauzeit, das heißt für die Reformarchitektur ist aber, dass diese Bauglieder nicht additiv angefügt sind, sondern dass sie in den Umriss des großen, alles übergreifenden Walmdaches eingebunden sind. Das Innere wird erschlossen durch eine kleine Eingangshalle mit offenem Holztreppehaus. Im Erdgeschoss, das mit seinen dunkelholzfarbenen Ausbaudetails repräsentativer ist als das Obergeschoss, liegen die große Wohnstube, die mit Wandvertäferung, Einbauschränken und grünem Kachelofen vollständig überliefert ist, das Zimmer der Dame mit Rundbogenerker, die Küche und, und das ist ungewöhnlich, ein Schlafzimmer. In vergleichbaren Häusern dient das Erdgeschoss dem Wohnbereich, dem öffentlichen Bereich, das Obergeschoss den Schlafräumen, dem privaten Bereich. Das traf auch bei Hesses in gewissem Umfang zu, gleichzeitig war das Erdgeschoss aber die Etage von Mia Hesse. Ihr Fotolabor hatte sie im Keller.

Im Obergeschoss sind die Türen, die in ihren Details auch hier leichte Jugendstilformen aufweisen, und andere Einbaudetails weiß gestrichen. Es gibt ein Schlafzimmer und mehrere Gästezimmer, die vermutlich bald von den Kindern bewohnt wurden. Vor allem aber gibt es zur Seeseite, über der Wohnstube gelegen, das Arbeitszimmer von Hermann Hesse. Von dort hat man Zugang zu einer großen Terrasse und einen herrlichen Seeblick. „In meinem Arbeitszimmer war eine Bibliothek eingebaut und ein großer Mappenschrank. An allen Wänden drängten sich die Bilder...“ (Hesse, Beim Einzug in ein neues Haus, 1931, zi-

3 Das 1907 für Hermann Hesse und seine Familie vom Architekten Hans Hindermann erbaute Wohnhaus. Die Ansicht zeigt die nach Südwesten gelegenen Zimmer, im Erdgeschoss die Wohnstube, der die Loggia zugeordnet ist, darüber das Arbeitszimmer, von dem aus man auf den Balkon treten kann. Links im Bild der rundbogige Fenstererker vor dem Zimmer der Dame. Aus: Architektonische Rundschau, 1909.



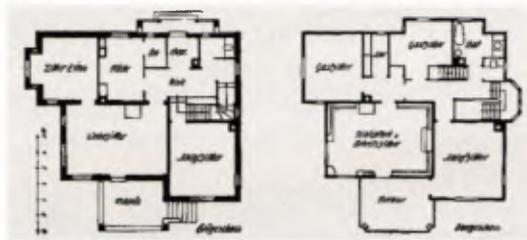
tiert nach Scheuffelen). Von der Bibliothek sind der kniehohe Regalunterbau, das wandhohe Täfer sowie an der innen liegenden Schmalseite ein vorspringender Glasschrank, eben der Mappenschrank, erhalten. Die eigentlichen Regalbretter sind heute herausgenommen. Wohnzimmer und Bibliothek wurden durch Kachelöfen beheizt, deren Kacheln in verschiedenen Grüntönen changieren. Hesse erinnerte sich noch 1931: „Wir gaben uns Mühe mit ihm (dem Kachelofen), und schickten einmal während des Bauens eine ganze Wagenladung Kacheln wieder an die Fabrik zurück, weil sie nicht ganz das schöne Grün hatten, das ich gemeint und bestellt hatte.“

Stilistisch steht das Gebäude auf der Höhe seiner Zeit. Es gehört zur Reformarchitektur. Dieser Architekturrichtung ging es darum, die Außenbauten – als Gegenposition zum Historismus – in Bezug auf Formen und Baumaterial den jeweiligen regionalen Bautraditionen anzupassen und von der inneren Aufteilung her einen neuen Typus der kleineren, auf bürgerliche Verhältnisse abgestimmten Villa zu entwickeln, als Protagonist dieser Architektenschule sei genannt Theodor Fischer. Später sprach man einfach von Heimatstil – bei den Nationalsozialisten auch mit durchaus anderem Akzent. Das Hessehaus ist sowohl im Inneren wie am Außenbau gut überliefert. Den ersten Eindruck bestimmen heute allerdings auch Teppiche und andere Vorrichtungen, die für die letzte Nutzung, für betreutes Wohnen alter Menschen, in das Haus eingebracht wurden.

Das Haus Hesses hatte nach anderen Zwischenbesitzern 1919 der Maler Walter Waenting gekauft, dessen durchaus qualitativ volles malerisches Werk noch einer Aufarbeitung bedarf, als großer Natur- und Vogelschützer ist er schon genannt worden. Er hat den Charakter des Hauses verstanden und erhalten, ihm eine weitere Bedeutungsschicht als Künstlerhaus hinzugefügt.

Das Haus Hesse-Waenting ist heute noch im Besitz der Erben. Es steht allerdings zum Verkauf und sucht dringend einen Liebhaber, der ihm seine Geschichte lässt und es erhaltend renoviert. Es ist ohnehin bedauerlich, dass von dem großen Garten, den Hesse sehr liebte, selbst angelegt, in seinen Tagebüchern beschrieb, in Gedichten feierte, Anfang der 1990er Jahre ein Teil für einen Bauplatz abgetrennt wurde.

Ludwig Finckh (1876–1964) war Assistenzarzt in Aachen, als ihn ein Brief seines Freundes Hermann Hesse erreichte, er möge nach Gaienhofen kommen. Finckh kam im März 1905, fühlte sich vom einfachen Leben im Sinne romantischer, jugendbewegter Ideale so angezogen, dass er seinen Lebensplan änderte und sich in Gaienhofen als Schriftsteller niederließ. „Der Rosendoktor“



4 Grundrisse des Hesse-Hauses von 1907, links das Erdgeschoss, rechts das Obergeschoss. Aus: *Architektonische Rundschau* 1909.

heißt seine erste Erzählung, die ihm Erfolg einbrachte. Finckh wurde zu einem „naturverbundenen Lyriker und Erzähler aus schwäbischer Landschaft und Geschichte, mit schlichter Sprache und behaglichem Humor“, so das Literaturlexikon. Zunächst lebte er in einem inzwischen abgebrochenden Gasthof (Zum Deutschen Kaiser), dann kaufte er ein kleines Häuschen, das aber während der Hochzeitsreise, er hat die Reichenauerin Dora Honsell geheiratet, im Februar 1907 lichterloh brannte. So kam es, dass sich Finckh gleichzeitig mit Hesse, im Jahr 1907 vom Basler Architekten Hans Hindermann ein Wohnhaus erbauen ließ. „Unser Haus sollte im ländlichen Stil bleiben und einen hohen Giebel der See-seite zu bekommen, ins Täle und in die Schweiz hinüber schauend – ein Arbeits- und ein Schlafzimmer und nur eine einzige große Bauernstube, holzgetäfelt und von einem großen grünen Kachelofen zu heizen“ (zitiert nach Scheuffelen). Das eingeschossige Haus mit hohem Satteldach und seitlicher Loggia musste, nachdem die Familie gewachsen war, 1929 nach rückwärts verlängert werden. Der ursprünglich am Rückgiebel befindliche Eingang wurde an die Traufseite verlegt. Heutiger Eingang und eine Fensterachse gehören also zum stilistisch angepassten Anbau.

Der Putzbau im Heimatstil mit leichten Jugendstilelementen ist am Außenbau bewusst schlicht. Hauptzielelemente sind die Sprossenfenster, Klappläden sowie der verschindelte Fachwerk-Treppenturm mit seinem gebauchten Pyramidendach. Im Inneren sind die originalen Ausbaude-

5 Das 1907 für Ludwig Finckh und seine Frau vom Architekten Hans Hindermann erbaute Haus. Es wurde 1999 nach dem originalen Farbbefund restauriert.



6 Die große Bauernstube im Haus Finckh ist unverändert erhalten.



tails erhalten. An der Giebelseite liegt im Erdgeschoss der große Wohnraum mit Holzfußboden, Wandvertäferung, Wandschrank, Kassettendecke und dem grünen Kachelofen mit Kunst, der die gleichen Kacheln zeigt wie die Öfen im Hessehaus. Im Geschoss darüber liegt das Schlafzimmer, das ebenfalls mit seinen originalen Ausbaudetails überliefert ist. Das Arbeitszimmer daneben wurde vor einigen Jahrzehnten mit Schreibtisch und Schreibmaschine samt Wandvertäferung und Einbauschränken ausgebaut und ins Hörimuseum verbracht, dort der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Diese Form des Auseinanderreißen des Hauses und seiner Ausstattung, seines Zubehörs, ist aus heutiger denkmalpflegerischer Sicht bedauerlich.

Das Haus wurde 1999 nach ursprünglichem Farbbefund mit gelben Putzwänden, rotbraunen Gewänden und grünen Fensterläden liebevoll renoviert. Das etwas abseits errichtete Gästehaus ist ein Blockhaus mit Krüppelwalmdach. Erschlossen wird es durch eine Freitreppe zum ersten Obergeschoss. Daneben ist ein Felsenkeller, den Finckh persönlich gegraben hat. Die Freude, die ihm diese Arbeit gemacht hat, beschreibt er in seiner Erzählung: „Das Paradies“. Wohnhaus und Gästehaus mit Kellerzugang bilden eine male- risch im Wiesental gelegene Bautengruppe. Der Blick auf den See und zum Hessehaus ist heute allerdings verbaut oder durch große Bäume ver- stellt.

Der Maler Max Bucherer zog vom Schweizer Ufer zu den Freunden nach Gaienhofen. Die Maler Otto Blümel, Ludwig Renner, der Komponist Ott- mar Schoeck und andere waren Freunde, Gäste,

Hörikünstler. Insgesamt muss es zukünftiger For- schung überlassen werden, den Spuren des Wir- kens auch dieser Künstler auf der Höri nachzuge- hen. Ludwig Finckh hat sein Leben lang die acht gemeinsamen Gaienhofer Jahre mit Hesse und den anderen Künstlerfreunden – auch solchen am Schweizer Ufer – als besonderes Glück emp- funden und uns in anschaulichen Bildern von die- ser Zeit erzählt, z.B. in den Erzählungen „Das alte Bauernhaus“, „Das Paradies“. Er hat auch später regen Anteil genommen an Hesses weiterem Le- ben, an der Verleihung des Nobelpreises für Lite- ratur 1946. Und er war der Erste, der sich am 14. August 1955 und am 12. November 1960 in Brie- fen an das Landesdenkmalamt für die Renovie- rung des schäbig gewordenen Bauernhauses, in dem Hesse seine ersten Gaienhofer Jahre ver- brachte, einsetzte. Er wollte das Haus als Wohn- haus Hesses in Ehren gehalten wissen. Die da- durch ausgelöste Instandsetzung 1961 sicherte den Fortbestand des Hauses.

Zuflucht in Zeiten der Diktatur

Ganz anders war die Ausgangslage für die Künst- ler, vor allem Maler, die sich nach 1933 als „Ent- artete“ in den Höridörfern niederließen. Ihnen war die Nähe zur Schweizer Grenze Beruhigung. Der Schönheit und dem Frieden der Landschaft konnten sie sich nicht entziehen. Sie hat sie ver- ändert. Die einen haben sie geliebt, sie hat sie auf sehr verschiedene Weise inspiriert, von den hier vorgestellten ist das von Ackermann, Heckel, Herzger überliefert; anderen war sie zu harmo- nisch, zu lieblich, sie fühlten sich in einem Zu-

stand „seeligen Verblödens“ un kreativ; Dix hat immer wieder versucht, ihr eine Dramatik abzu pressen, die sie nicht hat.

Einer der Ersten, die sich bald ein eigenes Haus bauten, war nicht Künstler, sondern Kunsthistoriker. Walter Kaesbach (1879–1961) war Leiter der Düsseldorfer Kunstakademie, wurde im März 1933 entlassen, im Juni 1933 überredete ihn Helmut Macke nach Hemmenhofen zu kommen. Kaesbach und seine Lebensgefährtin leben zunächst bei Mackes in der alten Mühle, dem schönen Zier-Fachwerkhaus, das auch heute noch nordwestlich der Pfarrkirche steht. 1934/35 kaufte Kaesbach oberhalb von Hemmenhofen ein großes Grundstück mit Fernsicht. Kaesbach, der sich 1930 in Düsseldorf-Lohhausen ein Haus im Bauhausstil hatte erbauen lassen, baute am Bodensee ein Holzblockhaus. Die Pläne lieferte 1934 der in Worblingen ansässige Architekt Hermann Nannizzi.

Das relativ kleine Haus mit massivem Erdgeschoss und als Holzkonstruktion errichtetem Obergeschoss und Dachgeschoss war an seinem Standort nicht zu halten. Es ist seit ca. zwei Jahren abgebaut und soll (sollte?) als Teil des Hörimuseums wiederaufgebaut werden. Nicht Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes, wohl aber als kulturgeschichtlich wichtiges Zeugnis.

Interessant an diesem kleinen, im Detail sorgfältig gestalteten Haus ist, dass der Grundriss ähnlich wie bei den anderen Künstlerhäusern aufgebaut war. Wieder waren im Erdgeschoss Küche, Esszimmer, Nebenräume, im Obergeschoss aber, und zwar diesmal über die ganze Hausbreite, das Arbeitszimmer des Hausherrn, das sich zu einer Seite zu einem über Eck angeordneten Balkon öffnete. Schlafzimmer und Gästezimmer befanden sich seitlich unter der Dachschräge bzw. hinter einer Loggia unter dem Dachspitz.

Die Bedeutung des Walter Kaesbach-Hauses lag jedoch vor allem in der Person von Walter Kaesbach, der eine Reihe bedeutender Avantgardenkünstler als Gäste beherbergte und sie zum Teil veranlasste, sich ebenfalls auf der Höri niederzulassen. Es kamen u.a. Heinrich Campendonk, Lionel Feininger, Paul Klee, Ewald Mataré, Heinrich Nauen, Christian Rohlf.

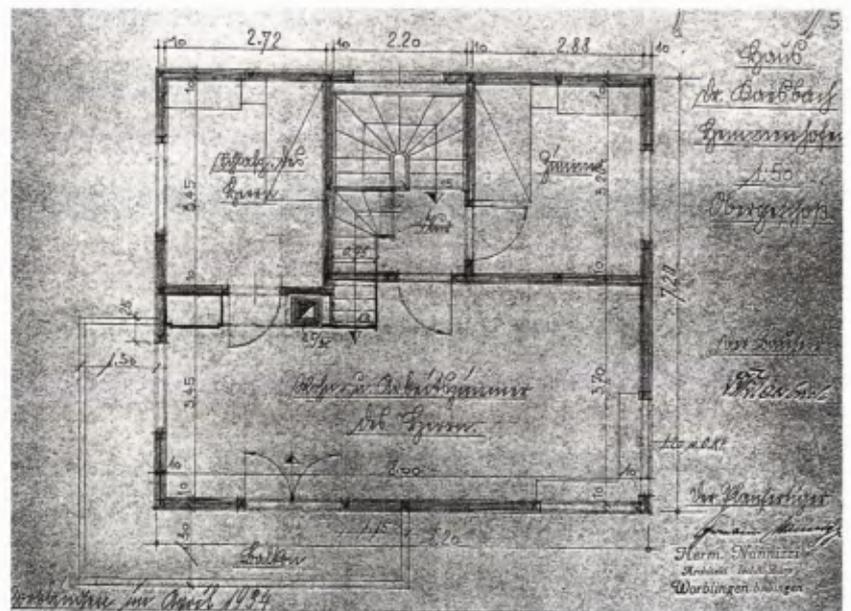
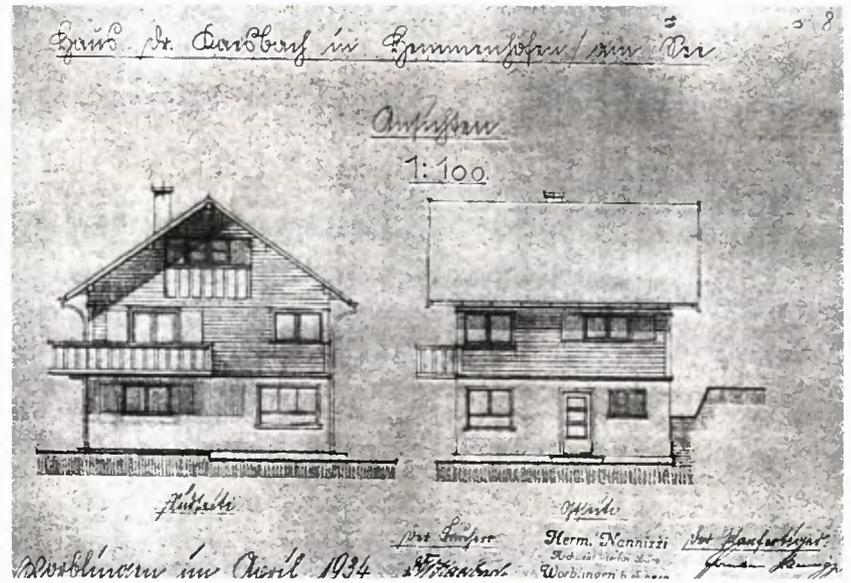
Kaesbachs unmittelbarer Nachbar wurde bald Otto Dix (1891–1969). Dix hatte im April 1933 seine Professur an der Dresdner Kunstakademie verloren. Er fand mit seiner Familie zunächst in der Nähe der Höri, in dem seinem Schwager gehörenden Schloss Randegg, Zuflucht. Dix, der Großstadt mensch, der durch seine expressiven Menschenbilder mit Kriegskrüppeln, Dirnen und Schlachtfeldern bekannt geworden war, begann sich der Landschaftsmalerei zu widmen. Als ihm bewusst wurde, dass eine Rückkehr nach Dres-

den nicht so schnell möglich sein würde – sein Atelier dort hat er immer behalten – war er durch die vermögende Situation der Familie seiner Frau in der Lage, sich einen repräsentativen Landsitz oberhalb des Dorfes Hemmenhofen erbauen zu lassen.

Das vom Dresdner Architekten Arno (Arnuf Walter) Schelcher im Stil der Stuttgarter Schule, der südwestdeutschen Variante des Heimatstils in den 1920/30er Jahren, entworfene Landhaus (Otto-Dix-Weg 6) konnte die Familie Dix 1936 beziehen. Am Hang oberhalb des Sees ist auf einer Geländeterrasse über längsrechteckigem Grundriss der zweigeschossige Walmdachbau hangparallel erstellt. Drei Fensterachsen bestimmen die Längenausdehnung des Putzbaus. Stiltypisch sind die Klappläden und die Pflanzgerüste aus Holz, bestimmend weiterhin an der Süd-Seeseite ein langgezogener Holzbalkon, nach Westen eine Loggia auf Natursteinpfeilern. Die dreiachsige Süd – Längsfront ist durch die Variation des

7 Die Ansichten des Walter Kaesbach Hauses, 1934 vom Worblinger Architekten Hermann Nannizzi gezeichnet.

8 Das Obergeschoss des Hauses von Walter Kaesbach mit dem über die ganze Breite reichenden Arbeitszimmer des Herrn. Plan 1934 vom Worblinger Architekten Hermann Nannizzi.



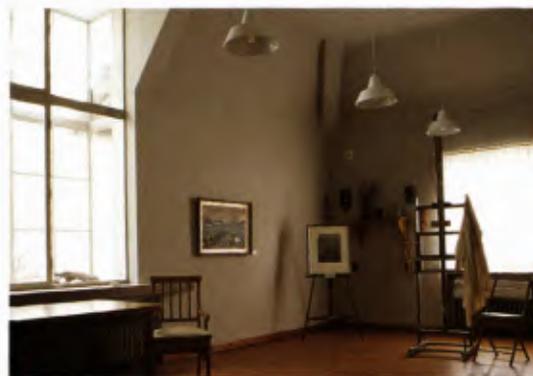


9 Die Hauptansicht des Hauses von Otto Dix, das der Dresdner Architekt Arno Schelcher 1936 entwarf, ist nur in der Zeit zu fotografieren, in der die Bäume noch keine Blätter haben.

10 Otto-Dix-Haus, Eingangshalle und Treppengeländer mit angeblich von ihm selbst entworfenen geometrischen Muster.

11 Das Dix-Atelier, Rekonstruktion.

hochrechteckigen, zweiflügeligen Fensters mit kleinteiliger Sprossierung in ausgeklügelter Weise symmetrisch gegliedert. Im Erdgeschoss ergeben drei doppelt breite, also vierteilig untergliederte Fenster und die die Binnengliederung der Fensterflächen aufnehmenden Pflanzenrankgerüste einen bandartigen, die Horizontale, das Lagernde betonenden Eindruck. Im Obergeschoss besitzen die Fenster Klapppläden, seitlich ist jeweils ein Fenster, mittig ein Doppelfenster angeordnet. Zusammen mit den Fledermausgaupen im Dachbe-



reich, die enger zur Mittelachse gerückt sind, entsteht für das Gebäude zum Dach hin der Eindruck von Leichtigkeit.

Interessant ist noch die Ost-Eingangseite mit der Rundbogenhaustüre, deren Bronze-Löwentürgriff vom Dix-Sohn Jan stammt. Darüber springt das große, auf Konsolen aufruhende Atelierfenster vor, gaupenartig reicht es bis in den Dachbereich.

Im Keller des Hauses sind Wandmalereien von Otto Dix mit einer Darstellung der alemannischen Fasnacht samt dem damaligen Bundeskanzler Ludwig Erhard in Gestalt eines Kentaur erhalten. Das von Osten her über einen Garderobenraum zu betretende Erdgeschoss ist um eine im hangseitigen Teil gelegene großzügige Diele gruppiert. Diese Diele mit Holzbalkendecke und offenem Kamin ist als Wohnraum zu nützen; gleichzeitig dient sie der Erschließung der Erdgeschossräume und führt über eine geschwungene Treppe zum Obergeschoss; das geometrische Muster des Holztreppengeländers soll Otto Dix entworfen haben. Zur Süd-Seeseite hin liegen der Blaue Salon (Wohnzimmer) mit einem Kachelofen, dessen Kacheln von der Tochter Nelly mit Blumen und Figurenmotiven bemalt wurden, das Esszimmer und das Musikzimmer. Die hangseitig gelegene Küche besitzt einen eigenen Zugang zur Veranda. Im Obergeschoss sind seeseitig drei Schlafräume untergebracht, das mit Solnhofer Steinplatten geflieste Bad im Westen und an der Ostseite das über die ganze Haustiefe reichende Atelier. Es besitzt über niederem Gesims das schon genannte, wandhohe Ostfenster. Ob das Südfenster auch früher meist mit einem schweren Vorhang geschlossen war? In den Dachräumen sind Kammern, wie sie üblicherweise für Diensthofen oder Gäste genutzt wurden.

Das Haus ist freistehend, etwa mittig in das große, längsrechteckige Hanggrundstück gestellt. Verändert wurde es in der Nachkriegszeit durch einen niederen Anbau an der Westseite, vor wenigen Jahren wurde der westliche Teil der Gartenanlage abgetrennt und neu überbaut, eine Zufahrt angelegt. Die ursprüngliche Gartenanlage ist in den anderen Bereichen aber noch vorhanden und gut ablesbar: Der Hang ist auf Höhe des Hauses und der unmittelbar anschließenden Grünflächen terrassiert. Unterhalb des Hauses sind Obstbäume gesetzt, die den landschaftsüblichen Streuobstwiesencharakter vermitteln und den Ausblick auf den See nicht verstellen. An der Ost-, Nord- und teilweise auch der Westseite bilden hochstämmige Laub- und Nadelbäume einen lichten Wald im Sinne des englischen Parks. An der Ostseite des Hauses, also Eingang und Atelier unmittelbar vorgelagert, ist ein Halbrund mit Sandsteinsitzbank und eine ovale, von einem ge-

pflasterten Randweg begleitete Lichtung angelegt. Ein geschlängelter Fußweg führt hier von der Straße zum Haus, ursprünglich die einzige Erschließung. Dort steht an der Straße der „Kraftfahrzeugschuppen“ mit Holzverlattung und Walmdach, der etwa ein Jahr nach Fertigstellung des Hauses erbaut wurde.

Das Werk des Dresdner Architekten Schelcher ist noch kaum erforscht. In Dresden und Leipzig hatte er Villen gebaut. Bekannt ist weiterhin, dass Schelcher für einen zweiten bedeutenden Künstler, für Gerhard Hauptmann, 1931/2 in Hiddensee, in der Nähe von Rügen, dessen Haus umgebaut und durch einen Anbau erweitert hat; dort hat er sich der Formen des norddeutschen Backsteinbaus bedient.

Seit 1991 ist das Otto-Dix-Haus als Museum dem Publikum geöffnet.

Die Stuttgarterin Gertrud Ostermayer, sie war Musiklehrerin am Konservatorium, war anlässlich eines Verwandtenbesuchs in Konstanz so begeistert von der Bodenseelandschaft, dass sie, über Land ziehend, nach einem schönen Plätzchen suchte. Seit 1925 mietete sie sich in Hornstaad ein und begann fußend auf den Idealen der Wandervogelbewegung und angeregt durch die Anthroposophie Ferienkurse in Musik und tänzerische Ausdrucksgymnastik nach R. Bode zu geben. Ihr Bruder, der Bildhauer Walter Ostermayer gab Mal- und Modellierkurse. Professoren der Stuttgarter Hochschule und Volkshochschule wurden für Vorträge gewonnen und ein Programm für „geselliges Leben mit Sport, Spiel, Tanz und Theater“ angeboten.

Schließlich gelang es Frau Ostermayer nach schwierigen Verhandlungen in Hornstaad ein



Seeufergrundstück zu erwerben. Der Stuttgarter Architekt Felix Kayser zeichnete 1930 die Pläne für das ungewöhnliche Holzhaus, dem man an den geschwungenen Formen von Balkon und Dach, an der neuartigen Innenaufteilung seine Nähe zur anthroposophischen Architektur deutlich ansieht (Hornstaader Straße 41). Dieser Eindruck wird durch ein Detail bestätigt, auf einem der Pläne schreibt der Architekt hinter seinen Namenszug Stuttgart/Dornach.

Das über quadratischem Grundriss errichtete, auf Pfählen gegründete Gebäude betritt man mittig von der rückwärtigen, leicht zum Hang hin ansteigenden Seite. Seitlich des Eingangs liegen die Küche, zur anderen Seite hin die Treppe ins Obergeschoss und eine Toilette. Geradlinig vom Eingang findet man sich jedoch auf einem Podest,

12 Die Musikerin Gertrud Ostermayer ließ sich 1930 nach Plänen des Stuttgarter Architekten Felix Kayser ein ungewöhnliches, durch die anthroposophische Architektur beeinflusstes Holzhaus erbauen. Später heiratete sie Max Ackermann, der während des Krieges ganz auf der Hörli lebte.



13 Haus Ostermayer – Ackermann, der große Saal im Erdgeschoss misst 75 qm Grundfläche, 6 m Raumhöhe, dazu kommt das links auf dem Foto angeschnittene Podest von rund 5 qm Grundfläche.

der mit breiter Treppe in einen großen, hohen, sehr lichten Saal führt. Dieser Saal ist zur Seeseite durch drei hohe Fenstertüren geöffnet, an den Seiten sitzen jeweils zwei weitere Fenster. Dieser Saal misst nach den Bauplänen 10 × 7,5 m, zu den 75 qm Grundfläche und 6 m Raumhöhe kommt noch das Podest mit gut 5 qm. Der große Saal im Erdgeschoss ist in den Bauplänen als Gymnastiksaal bezeichnet. Er war aber auch Schlafsaal, die Betten, die dort nachts aufgeschlagen wurden, hat man bei Tage wieder weggeräumt. Der Raum über dem Saal wird hälftig von einer großen Seeterrasse eingenommen, die wiederum zur Hälfte durch das geschwungene Dach überfangen ist. Dahinter reihen sich vier gleichgroße, zur Terrasse geöffnete Schlafräume. Das schmalere Gefach zur rückwärtigen Eingangsseite weist über der Küche noch einen Wohnraum auf, zur anderen Seite eine Kammer, ansonsten dient es mit Treppen und Fluren der Erschließung.

Max Ackermann (1887–1975) kam 1932 erstmals in das Haus Ostermayer, im folgenden Jahr hielt er einen Sommerkurs ab, 1936 heirateten die beiden. Ackermann, der 1912 in Stuttgart Adolf Hölzel kennengelernt hatte, sich unter dessen Einfluss ungegenständlicher Kunst zugewandt hatte, malte in den 20er Jahren noch häufig gegenständlich. In den 30er Jahren wandte er sich – sicherlich auch unter dem Einfluss seiner Frau – der Musik als Inspirationsquelle für seine Kunst zu, malte fast nur noch abstrakt. Er hatte keine Ausstellungsmöglichkeiten mehr, verlor 1936 den Lehrauftrag an der Volkshochschule Stuttgart. Den Lebensunterhalt für beide verdiente in den folgenden Jahren seine Frau. Ackermann kehrte zunächst noch häufig nach Stuttgart zurück, wo er im Wiesele ein Gartenhaus besaß. Erst während der Kriegsjahre blieb er ganz am See.

„Am Strand von Hornstaad konnte ich die bösen Kriegsjahre verbringen; gegenüber die Schweizer Berge, zur Linken die einzigartige Insel Reichenau. Im Rücken hatte ich Deutschland. Ego-

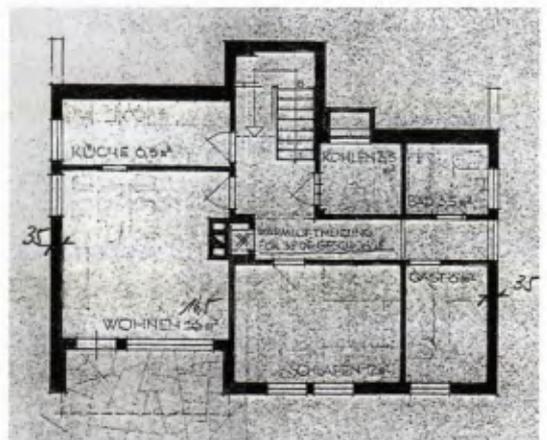
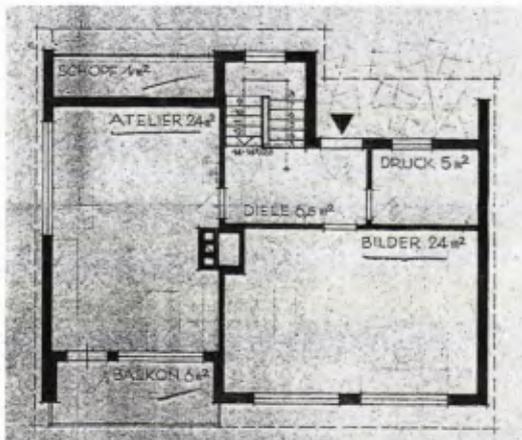
zentrisch bis auf die Knochen, alle Kräfte nur auf meine Arbeit gerichtet, mußte ich eines Tages ein Werk zeigen; es reihte sich Arbeit an Arbeit. So kamen die Themen angestürzt, die mir diese sanfte Landschaft schenkte... das Bodensee-Erlebnis schenkte mir Bilder, die folgende Titel tragen: ‚Hymne dem unbekanntem Gott‘, ‚An die Freude‘, ‚Kleine Nachtmusik‘, ‚Cembalo singt im Mond‘ und viele andere“ (Max Ackermann zum 100. Geburtstag). Ackermann konnte, abgeschirmt durch seine Frau, in diesen schwierigen Jahren ein großes abstraktes Œuvre malen. Diese Bilder wurden allerdings hinter den Schränken versteckt, auf der Staffelei stand immer ein konventionelles Landschaftsgemälde. Ackermann kehrte nach dem Krieg nach Stuttgart zurück. Die Ehe wurde 1956 geschieden.

Der Brückemaler Erich Heckel (1883–1970) verlor 1944 bei einem Bombenangriff in Berlin Atelier und Wohnung. Walter Kaesbach, dem er bereits 1912 begegnet war, holte ihn auf die Höri. Er lebte mit seiner Frau in einem Häuschen in Wangen, teilte sich dann für mehrere Jahre mit der Familie des Bildhauers Hans Kindermann das Sommerhaus eines Ravensburger Architekten. Als der Entschluss gefallen war, am Bodensee zu bleiben, ließ er sich 1953 in Hemmenhofen ein „Einfamilienhaus mit Maleratelier“ erbauen. Die Pläne unterzeichnete Ernst Weidling, Kiel.

Das zweigeschossige Hanghaus (Erich-Heckel-Weg 6) folgte mit flachgeneigtem Satteldach und an einer Längsseite einer asymmetrisch angebrachten, eingezogenen Loggia, darüber einem Balkon einem Bautypus, der damals relativ neu gewesen sein mag, seit den 60er Jahren aber die Neubauggebiete landauf und landab prägt. Dem damaligen Kreisbaumeister hat das nicht behagt. Er wollte das Haus um 4 m tiefer auf dem Hanggrundstück errichtet wissen. Hier hat Heckel persönlich eingegriffen und in einem Brief vom 11. 7. 1952, der in der Bauakte erhalten ist, dargelegt, dass die Fenster des Ateliers außerhalb der Grünreflexe liegen müssten und wie wichtig der Fernblick über den See für ihn als Maler sei.

14 Das Haus des Ehepaars Heckel von 1952 ist ein Hanghaus. Auf dem Grundriss des ersten Obergeschosses sieht man, dass der Zugang an der Rückseite des ersten Obergeschosses liegt. Dieses Geschoss war mit Atelier, Bilderraum, Druckraum ganz der Arbeit von Erich Heckel gewidmet.

15 Haus Heckel, Grundriss des Hanguntergeschosses mit der Wohnung. Das Wohnzimmer liegt relativ weit vom Hauseingang entfernt, hat mehr privaten Charakter.



Heckel hat seine Baugenehmigung bekommen, der Kreisbaumeister die dichte Bepflanzung verlangt. Diese inzwischen üppig blühende Gartenvegetation, ein Paradiesgarten, macht es heute tatsächlich weitgehend unmöglich, das Haus von außen überhaupt nur zu sehen, ein Foto ist ausgeschlossen. Der Kernbau ist unverändert erhalten, auch wenn das Haus später an einer Seite durch einen L-förmigen Anbau erweitert, ein Wintergarten vorgesetzt wurde. Die Bedeutung des Heckelhauses ist aber nicht an der Architektur, sondern am Innenausbau und der Nutzung festzumachen.

Das Haus wird von der Erbgemeinschaft nach dem Tod von Erich († 1970) und Siddi († 1982) liebevoll, in den Wohnräumen mit der originalen Einrichtung weitgehend unverändert weitergeführt. Es ist mit den Wohnräumen ganz nach Süden, zum See ausgerichtet. Die Nordseite dient der Erschließung, den untergeordneten Räumen, im Untergeschoss Kellerräumen. Das Hanghaus betritt man von der Rückseite, also im Obergeschoss. Dieses ganze Obergeschoss war für die Arbeit Heckels reserviert. Eine Besonderheit ist der Bilder- und Empfangsraum. Es ist der Raum gegenüber dem Eingang, der hier die öffentliche Funktion erfüllte, die das in diesem Gebäude weit vom Eingang entfernte Wohnzimmer nicht haben konnte. Hier wurden Gäste empfangen, wurden Bilder aufbewahrt, wurde über Kunst gesprochen. Die einfachen Holzmöbel, die Stühle mit geflochtenen Sitzflächen, alles steht noch an seinem Platz. Aus den Fenstern kann man die herrliche Aussicht über den See bewundern, die Heckel geliebt und häufig gemalt hat. Das Atelier liegt daneben, von dort kann man auf einen Balkon treten. Ein weiterer kleiner Raum neben dem Eingang ist auf den Bauplänen mit „Drucke“ bezeichnet. Der Wohnraum liegt unter dem Atelier im Erdgeschoss, hat eher privaten Charakter. Die originale Einrichtung einschließlich einer Lampe mit von Heckel selbst geschnitztem Lampenfuß steht an ihrem angestammten Platz.

Erich Heckel war in den ersten Jahren des Nationalsozialismus weniger von Schikanen betroffen als andere, erst mit der Münchner Ausstellung „Entartete Kunst“ 1937 richtete sich die Diffamierung auch gegen ihn. Er konnte sich auch in diesen Jahren in seinem Malen treu bleiben. Der stark expressive Stil der Jugendzeit hatte sich schon früher zu einer gemäßigeren Bildgestaltung beruhigt. Heckel liebte das Naturerlebnis, die Landschaftsmalerei. Er hat die Bodenseelandschaft in vielen Gemälden und Aquarellen festgehalten.

Walter Herzger (1901–1985), ein Bauhausschüler, war bis 1933 Leiter der Graphischen Werkstätte der Kunstschule Burg Giebichenstein bei



Halle gewesen. Seine spätere Frau, die Malerin Gertraud von Harlessem (1908–1989), hatte er dort als Schülerin kennen gelernt. Herzger verlegte nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten seinen Lebensmittelpunkt für sechs Jahre nach Süditalien, kehrte nur zu gelegentlichen Malaufenthalten auf der Höri und auf der Reichenau nach Deutschland zurück. Dort traf er sich mit Gertraud von Harlessem. Das Paar heiratet 1939, Frau Herzger floh mit ihrer kleinen Tochter 1942 vor Bombenangriffen aus Bremen auf die Höri. Die Lebensumstände waren im Krieg und in der Nachkriegszeit von materiellen Schwierigkeiten bedrückt. Die Familie lebte in einem baufälligen Bauernhaus. Walter Herzger gab den Zeichenunterricht an der Schloss-Schule Gaienhofen nach einiger Zeit wieder auf, weil er ihn nicht befriedigte; seine Frau, selbst eine begabte Malerin, arbeitete jahrelang in der Nähmaschinenfabrik Bernina in Steckborn, um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern.

Künstlerisch ist Herzger in der Bodenseelandschaft beheimatet. Er erfindet eigene Motive, lässt sich vom Alltagsleben inspirieren, ist kreativ. Im Jahre 1959 erhielt Herzger eine Professur an der Kunstakademie Karlsruhe. Die finanzielle Situation entspannte sich. 1962/63 konnte sich die Familie ein eigenes Haus erbauen lassen (Zur Hohenmarkt 6). Es handelte sich um ein Tritschler-Fertighaus, einen Holzskelettbau, aus Freiburg. Die Baupläne unterzeichnete der Architekt Wolfgang Klemm aus Nußdorf. Wie beim Heckelhaus sind die prägenden Elemente ein flach geneigtes Satteldach und eine asymmetrische Fassadengliederung mit einer geschlossenen, hier vorspringenden Seite und einer mit Loggia und Balkon geöffneten Seite. Vielleicht wird man später vom Stil der „Wirtschaftswunderzeit“ sprechen. Das Künstlerpaar gestaltet sein Haus mit dem einfachen Mittel Farbe ansprechend: Das kleine weiße

16 Im Bilderzimmer des Hauses Heckel stehen die einfachen Holzmöbel, die Stühle mit geflochtenen Sitzflächen noch an ihrem Platz. Aus den Fenstern kann man die herrliche Aussicht über den See bewundern, die Heckel geliebt und häufig gemalt hat.

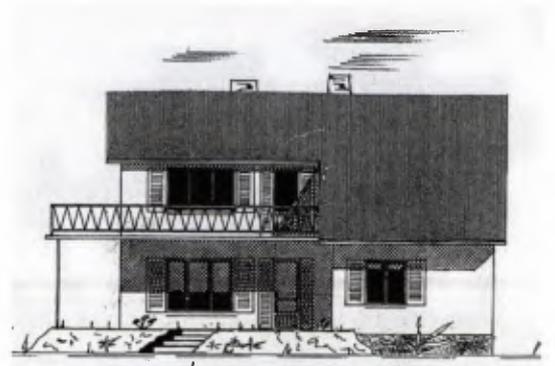
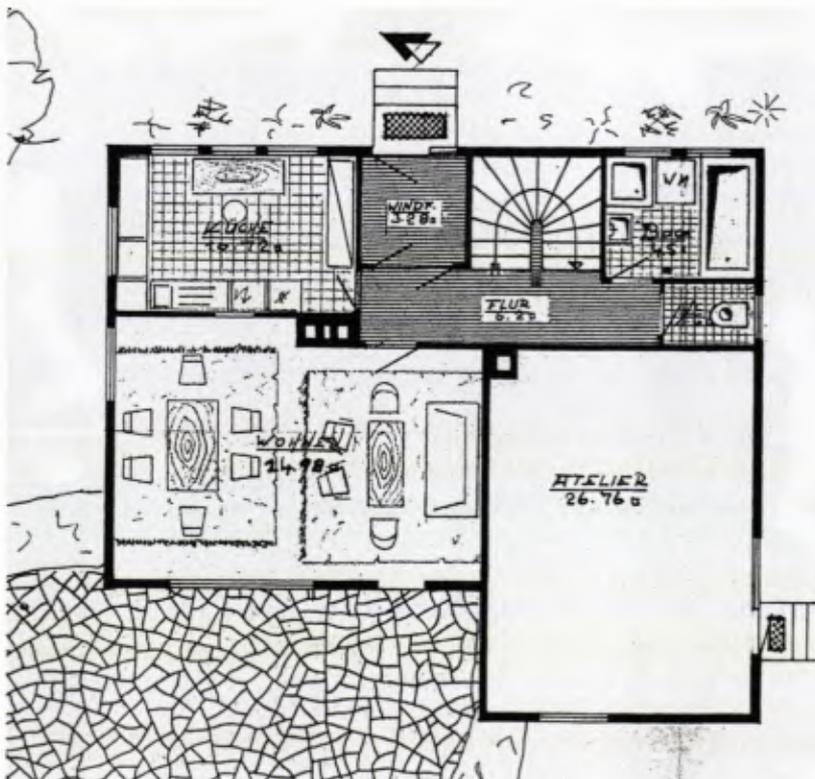
17 Das Haus des Künstlerpaars Walter Herzger und Gertraud van Harlessem ist ein Tritschler Fertighaus, erbaut wurde es 1962/63.

Haus mit blauen Klappläden leuchtet zwischen üppigen Blumen und blühenden Büschen hervor. Das Haus ist wieder ganz nach Süden orientiert. Im Erdgeschoss liegt ein großer Wohnraum mit künstlerisch gestaltetem offenen Kamin, daneben, asymmetrisch vorspringend der Raum mit dem Atelier. Im Obergeschoss befinden sich die Schlafräume. Das Haus ist in Familienbesitz und wird liebevoll erhalten.

Die Künstlerhäuser – eine Sachgesamtheit

Die vorgestellten, über einen Zeitraum von knapp 60 Jahren errichteten Häuser sind in ihrem architektonischen Rang, abhängig von den wirtschaftlichen Möglichkeiten ihrer Erbauer, sehr unterschiedlich. Das breit gelagerte, großzügige Landhaus der Familie Dix, die etwas kleinere, im Detail liebevoll ausgestattete Villa der Familie Hesse z.B. wären auch ohne ihre berühmten Erbauer und Bewohner als Kulturdenkmale einzustufen. Ebenso haben viele der Bauernhäuser, in denen der eine oder der andere Künstler für eine längere Zeit lebte und arbeitete, hinreichend architektonische Qualitäten, um alleine auf dieser Ebene als Kulturdenkmale gewertet zu werden. Andere Häuser könnten übersehen werden, sind alleine von ihrer Außenarchitektur her manchmal vielleicht sogar banal, auch zu jung, um nur aus architekturgeschichtlichen Gesichtspunkten adäquat bewertet zu werden. Es ist oft erst die Innenausstattung und in jedem Fall der kulturgeschichtliche Zusammenhang, der auch diesen

18 Der Grundriss des Hauses Herzger – van Harlessem zeigt, dass in diesem Fall das Atelier im Erdgeschoss untergebracht war.



Häusern ihre Wertigkeit gibt.

Im Inneren lässt sich eine immer wieder ähnliche Raumaufteilung feststellen. Im Erdgeschoss die Wohnräume, die öffentlichen Räume, direkt über dem Wohnraum im Obergeschoss die Studierstube, das Arbeitszimmer, die Bibliothek, das Herrenzimmer, das Atelier, das sich auf einen Balkon öffnet und einen herrlichen Weitblick gewährt. Die Häuser, die dann doch wieder anders organisiert sind, sind im Vorangehenden bereits besprochen. Allen voran das anthroposophisch geprägte Haus Ostermayer-Ackermann. Beim Haus Heckel ist das traditionelle Bauprogramm um das Empfangs- und Bilderzimmer sowie dem Druckraum im Obergeschoss erweitert und den Besonderheiten eines Nachkriegs-Hanghauses angepasst. Beim Herzgerhaus, das keinen Fernblick hat, ist das Atelier in einem flügelartig vorspringenden Erdgeschossraum untergebracht.

Und noch ein Punkt ist im Laufe der Bearbeitung aufgefallen. Er war nicht Thema, kam unerwartet, hat sich im Laufe der Bearbeitung des Themas allmählich abgezeichnet. Bauherren waren in der Regel nicht die Künstler – es waren ihre Frauen! Hesse schrieb in einem Brief an seine Familie, dass sein Haus auf dem Erlenloh überwiegend durch ein zinsloses Darlehen seines Schwiegervaters Bernoulli finanziert würde. Vom Freund der Familie, Finckh, erfahren wir, dass dieses Haus nach den Wünschen Mia Hesses als Stadthaus errichtet wurde. Immerhin hat Hermann Hesse sich um einige Details dieses Hauses – des einzigen Hauses, das jemals für ihn gebaut wurde – selbst gekümmert. Vor allem aber hatte er die Anlage des Gartens als seine Aufgabe angesehen. Frau Ostermayer hatte ihr Haus alleine gebaut, hatte Ackermann in jeder Beziehung Zuflucht gewährt. Die Bauanträge für die Häuser von Dix, Heckel und Herzger sind von den jeweiligen Ehefrauen unterzeichnet. Frau Dix stammte aus einer vermögenden Familie. Frau Herzger, die begabte Malerin, hatte in schweren Zeiten zupackend für den Unterhalt ihrer Familie gesorgt, sie übernahm auch die Aufgaben der Bauherrin, bescheiden gab sie ihre Profession mit Hausfrau an. Auch Frau Heckel entlastete ihren Mann von Anträgen,

Behördengängen, der Mühsal der Alltagsarbeit, obwohl Erich Heckel zu Beginn seiner Ausbildung einige Semester Architektur studiert hatte.

Die hier vorgestellten Künstlerhäuser stehen exemplarisch für eine größere, noch zu erforschende Gruppe. Eine systematische Erfassung durch das Landesdenkmalamt, das hieße eine Neubearbeitung der Liste der Kulturdenkmale für die Höriorte, ist momentan nicht zu leisten. Da aber damit zu rechnen ist, dass auch zukünftig immer mal das eine oder andere Haus bekannt werden wird und da zu befürchten ist, dass es in diesem Moment bereits gefährdet ist, z.B. durch einen Abbruchantrag, ging es hier darum, die Höri-Künstlerhäuser als zusammengehörende Gruppe vorzustellen. Im Sinne des Denkmalschutzgesetzes handelt es sich dabei um eine Sachgesamtheit. In der Sachgesamtheit wird die Bedeutung des einzelnen Hauses durch den übergreifenden Zusammenhang gestärkt.

Die Höri-Künstler sind ein Teil, ein wichtiger, wenn auch überregional wenig bekannter Teil deutscher Geschichte, Geistesgeschichte in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Künstler kamen in zwei Phasen der Stadtflucht auf die Höri, die auf geistesgeschichtlich sehr gegensätzlichen Strömungen basierten. Diese Strömungen werden an den hier lebenden, exponierten Menschen greifbar, wobei das geistige Umfeld jeweils noch etwas breiter zu zeichnen ist, als bisher geschehen. „Das Leben im Paradies“, das Glück im einfachen Leben, die Aufbruchstimmung der Lebensreformer am Beginn des Jahrhunderts war ein neues Lebensmodell, das in der Gegenposition zum Leben in industrialisierten Städten entwickelt wurde, das als moralischer Neubeginn gedacht war. Der Pädagoge Hermann Lietz setzte diesen idealistischen Ansatz mit den Landerziehungsheimen in ein lehrbares Erziehungsmodell um. Auch Hermann Lietz lebte auf der Höri. Die Schloss-Schule Gaienhofen hat sich der Reformpädagogik angeschlossen. Die Reformgedanken des frühen 20. Jahrhunderts sind in dieser und einigen anderen berühmten Landschulheimen bis heute Erziehungsgrundlage, werden tradiert.

Nur zwei Jahrzehnte später, unter veränderten politischen Bedingungen, flohen viele Künstler vor der extremistischen Politik, die ihnen das Leben in ihren angestammten Großstädten unmöglich machte, auf die Höri. Kann man deswegen generell vom politischen Widerstand sprechen? Die Nationalsozialisten haben die Moderne als Kunstrichtung abgelehnt, das sagt aber noch nichts aus, über die moralische Einstellung der betroffenen Künstler und ihre Motive, auf die Höri zu ziehen. Die Motive für die Übersiedlung an den Bodensee waren vielfältiger Art, auch privater Natur. Es mag auch Künstler gegeben ha-

ben, die hofften, doch noch anerkannt zu werden. Für andere war das Landleben Überlebensstrategie, Rückzug, innere Emigration, passiver Widerstand. Es gab auch Künstler, die mehr getan haben. So hat der erst auf der Reichenau, später in Allensbach lebende Kunstmaler Otto Marquart gefährdete Menschen nachts in seinem Boot an das rettende Schweizer Ufer gerudert. Ein gutes Schlaglicht auf das geistige Klima in den Höridörfern wirft auch ein Zufallsfund aus dem Schwarzwälder Tagblatt, Jahrgang 1936. Im linientreuen Blatt wird empört über den Pfarrer von Hemmenhofen berichtet, dieser ewig Gestrige habe schon wieder zu Gunsten der Juden gepredigt. Unter dem Vorwand, über das Alte Testament zu sprechen, habe er über die Juden als das auserwählte Volk Gottes gepredigt. Sicherlich ist vieles noch zu erforschen, ist auch auf der Höri Unrecht geschehen. Aber immerhin ist die Höri allen Künstlern zur sicheren Zuflucht geworden. Keiner der Künstler – und es bestand große Furcht z.B. bei Ackermann – wurde denunziert. Vielleicht zu wenig große Heldentaten, aber immerhin ein Stück tragender menschlicher Anständigkeit bei allen, auch bei der bäuerlichen Dorfbevölkerung, in einer Zeit, in der die Opportunisten zu Verbrechern wurden, gilt es dankbar zu erinnern. Auch für diesen Aspekt sind die Künstlerhäuser auf der Höri materielle Zeugnisse, die es zu erhalten gilt.

Ich danke allen Hauseigentümern für Ihre Informationen und die freundliche Genehmigung, Fotos zu publizieren. Ich danke Herrn Stege, dem ehemaligen Leiter des Hörimuseums, für vielfältige Informationen zu dem Thema. Er hat mich zu den Häusern geführt. Den Hinweis auf Marquarts nächtliche Bootsfahrten verdanke ich der jetzigen Leiterin des Hörimuseums, Tatjana Sfedu.

Die meisten Hesse-Zitate stammen aus: Beim Einzug in ein neues Haus, 1931. Sie sind bei Scheuffelen abgedruckt. Ebenso sind weitere Zitate von Hesse und Finckh dort abgedruckt. Das kleine Büchlein ist nicht paginiert, ein korrektes Zitieren ist daher nicht möglich.

Die Bauakten liegen beim Landratsamt bzw. die Bestände vor 1950 beim Kreisarchiv in Konstanz.

Literatur

Zwei Dichterwohnungen am Bodensee, in: Architektonische Rundschau 2. Beilage zu Heft 1, 1909.

Josef August Beringer, Die Reichenau in der neueren Bildenden Kunst, in: Die Kultur der Abtei Reichenau, Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724 – 1924, München 1925, S. 1090ff.

Gero von Wilpert, Lexikon der Weltliteratur, 2 Bde., Stuttgart 1968.

Volker Michels (Hrsg.), Hermann Hesse – Bodensee. Betrachtungen, Erzählungen, Gedichte, Sigmaringen 1977.

Herbert Schläger, Dichter und Schriftsteller in Gaienhofen, in: Franz Götz (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Gaienhofen und ihrer Ortsteile, Singen/Htwl. 1982, S. 155ff.

Herbert Berner, Dr. Walter Kaesbach und die Maler auf der Höri, in: Beiträge zur Geschichte...S. 163ff.

Herbert Berner, Bildende Künstler in Gaienhofen, in: Beiträge zur Geschichte...S. 171ff.

Ludwig Finckh, (Hrsg. Konrad Finckh und Burkhard von Kutzleben), Gaienhofener Idylle – Erinnerungen an Hermann Hesse, Reutlingen 1981.

Karl Heinz Gabler, Erich Heckel und sein Kreis, Dokumente, Fotos, Briefe, Schriften, Stuttgart/ Zürich 1983.

Max Ackermann zum 100. Geburtstag, Ausstellungskatalog Jahrhunderthalle Hoechst/ Galerie der Stadt Stuttgart, hrsg. von Lutz Tittel, Stuttgart 1987.

Thomas Scheuffelen, Hermann Hesses Haus in Gaienhofen am Bodensee. In: Spuren 3, März 1990, Dt.

Schillergesellschaft Marbach am Neckar.

Karl Wehrle, Gerhard Zang, Kultur und Natur. Die Entwicklung des Fremdenverkehrs auf der Insel Reichenau. In: Sommerfrische. Die touristische Entdeckung der Bodenseelandschaft, Rorschach 1991, S. 99ff.

Sonja Roller-Eller, Poesie in Prosaischer Alltagswelt, dem Gedächtnis von Walter Herzger, in Bodenseehefte, 4. April 1993, S. 22ff.

Flüchtlinge im Gottesgarten, Die Dresdner Kulturwissenschaftlerin Karin Weber auf sächsischen Spuren am Bodensee, Sächsische Zeitung, 35/98.

Burkhard Stege u.a., Prominente Bewohner des Hermann-Hesse-Hauses in Gaienhofen, Gaienhofen 1999.

Dr. Petra Wichman

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg/Breisgau

Eine Wiege der Textilindustrie

Die ehemalige Spinnerei und Weberei Wiesental

Als wichtigster Arbeitgeber während mehr als einem Jahrhundert war die ehemalige Spinnerei und Weberei Wiesental, der Wiesag, von größter Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des kleinen Dorfes Haagen bei Lör-rach und seiner Umgebung am Unterlauf der Wiese.

Wolfgang Kaiser

Der Bestand

Am Gewerbekanal „Teich“ gelegen, gehören zu dem Fabrikareal neben einem imposanten Hochbau ein sog. Spinnerei-Flachbau, ein Batteur-Gebäude, ein Kesselhaus mit hohem Schornstein, eine Schmiede, ein Verwaltungsgebäude, ein Bedienstetenwohnhaus (Kosthaus) und ein Portiersgebäude. Der Spinnereihochbau wurde 1835 erbaut und bereits 1841/42 auf die doppelte Länge vergrößert. Der lang gestreckte, fünfgeschossige Baukörper mit flach geneigtem Satteldach besitzt im Inneren in allen fünf Geschossen großzügige Fabriksäle mit Holz- bzw. Metallstützen zur statischen Bewältigung der großen Spannweiten. Im rechten Winkel zum Hochbau steht das Verwaltungsgebäude mit anschließendem Baumwollballenlager, das ebenfalls noch aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Unschwer ist das Lagergebäude für Baumwolle an seiner funktionalen Gestaltung zu erkennen. An einer Traufseite ist es über zwei Geschosse mit einer Fassadenverbreiterung, geöffnet in hohen schmalen Schlitzen zur Durchlüftung des Lagergutes, ver-

sehen. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gesellte sich zur bestehenden Wasserkraftanlage am Gewerbekanal ein Kesselhaus. Sein eingeschossiger Baukörper wird durch eine Folge von leichten kleinen Satteldächern mit Oberlichtern abgedeckt. In seinem Inneren hat sich ein Flammrohrkessel der Gebrüder Sulzer, Winterthur, aus dem Jahre 1900 erhalten. Im späten 19. Jahrhundert vergrößerte man die Anlage um den sog. Spinnerei-Flachbau, einen dreigeschossigen, lisenengegliederten Baukörper mit Eckturm und Flachdach, der abgesetzt südlich vor den bestehenden Hochbau gestellt wurde. Westlich des Spinnereihochbaus wurde schließlich im frühen 20. Jahrhundert das sog. Batteur-Gebäude für Spinnerei-Schlagmaschinen, die der Auflocke-rung der Baumwolle dienten, errichtet. Sein zweigeschossiger, lisenengegliederter Baukörper wird von kleinen Postamenten bekrönt, die die Dachsilhouette des Gebäudes beleben. Eine Schmiede (2. Hälfte 19. Jh.), ein Turbinenwärterhaus (Mitte 19. Jh.), ein sog. Kosthaus (Mitte 19. Jh.) und ein Portiersgebäude (1901), vervollständigen das Areal, das durch Wasserkanäle, die die Fabrik



1 Der Spinnereihochbau von Nordwest; östlicher Teil 1835; Verdoppelung nach Westen 1841/42. Charakteristisch für die frühe Entstehung ist der Verzicht auf Architekturgliederung.

2 Einer der Fabriksäle mit Holzstützen und Dielenboden im Spinnereihochhaus.



einst mit der unverzichtbaren Energie versorgten, umschlossen wird.

Die Geschichte

Das Wiesental bot gute Voraussetzungen für die Ansiedelung von Industrie im frühen 19. Jahrhundert. Gründe hierfür waren vielfältig: Wasserkraft aus den wasserreichen Bächen des Südschwarzwaldes gab es zur Genüge, die Wasserqualität war zum Wässern von Textilien hervorragend geeignet. Arbeitskräfte standen in großer Zahl zur Verfügung, und Investoren aus der nahen Schweiz, vorwiegend aus Basel, erkannten die Möglichkeit, ihr Kapital im Wiesental Gewinn bringend anlegen zu können. So entwickelte sich das Wiesental zu einer Wiege der Industrie, spe-

ziell der Textilindustrie in Südwestdeutschland. Der badische Staat förderte diese Unternehmungen, denn sie machten neue Erwerbsquellen im eben konstituierten Großherzogtum heimisch. Vor allem die früher geistlichen, die markgräflichen und vorderösterreichischen Gebiete des südlichen Schwarzwaldes waren nach den napoleonischen Kriegen in große Not geraten. In den einzelnen Dörfern konnten nur wenige bäuerliche Betriebe und Handwerksstuben bestehen. Daher sahen sich viele Menschen, insbesondere junge Einwohner, gezwungen, im Taglohn zu arbeiten. Die Gemarkungen mit reichem Fruchland und Reblagen waren erheblich im Vorteil gegenüber Orten, wie beispielsweise Haagen oder Rötteln, wo sich auf Grund chronischen Geldmangels auch nicht der bescheidenste Wohlstand ausbreiten konnte. Realteilung – Zersplitterung der Landgüter – führte zu immer größerer Armut und Ernährungsproblemen, wobei sich allmählich ein besitzloses tagelöhnerndes Landproletariat herausbildete. Vor allem aus den ärmeren ländlichen Schichten rekrutierten sich große Teile der Fabrikarbeitschaft auch in Haagen. Erst die Gründung der Spinnerei und Weberei brachte im Laufe der Jahrzehnte einen bescheidenen Wohlstand für den Ort. Der Bau fabrikeigener Arbeiterhäuser, die Unterhaltung einer fabrikeigenen Kleinkinderschule und Schule durch den Betrieb unterstreicht seine soziale Bedeutung und Auswirkung auf die Entwicklung von Haagen und dem Umland.

Die Spinnerei und Weberei Haagen hat eine bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts reichende Geschichte. Im Jahre 1824 erwarb der Handels-

3 Das Baumwollballenlager, Mitte 19. Jh. Verbretterung, darin schmale Schlitzze zur Durchlüftung des Lagergutes.



mann Karl Sarasin-Heußler zu seiner in Lörrach bestehenden Tabakfabrik eine Tabakstampfe in Haagen mit zugehörigem Reibstein. Die Baulichkeiten wurden schon 1828 weiterverkauft. Zwischenzeitlich muss Bürgermeister Carl Friedrich Sulzer das Areal erworben haben, denn am 29. April 1834 verkauften Sulzer und seine Ehefrau ihre Sägemühle mit Lohstampfe und dem zugehörigen Wasserrecht für zwei Wasserräder sowie ein altes und ein neues Wohngebäude mit Stallungen, Scheune, Kellern usw. an die Basler Seidenfabrikanten Debary und Bischof. Das Projekt einer Seidenfabrikation scheiterte jedoch. Daraufhin wurde das Gelände dem Basler Unternehmer Felix Sarasin-Heußler angetragen. Am 12. März 1835 stellte das Handelshaus Sarasin-Heußler ein Gesuch um Erwerb der Liegenschaften zur Errichtung einer mechanischen Baumwollspinnerei in Haagen. Sarasin-Heußler kaufte 1835 die Liegenschaften. Die Bauarbeiten begannen mit Korrekturen am Wasserkanal „Teich“. 1835 wurde der Hochbau errichtet und durch die Firma Escher-Wyss, Zürich, mit Maschinen ausgestattet. Escher-Wyss konzipierte auch die wasserbaulichen Anlagen. Am 25. Juli 1835 wurde Richtfest gefeiert.

Das Unternehmen begann mit 7500 Spindeln für einfache Baumwollgarne und 840 Spindeln für Zwirn. Nachdem das Gesuch zur Errichtung einer Baumwollweberei am 11. November 1835 genehmigt worden war, wurden 92 mechanische Webstühle aufgestellt. Von 3000 Zentnern gesponnenem Garn wurden an Ort und Stelle 700 Zentner verwoben, d.h. weiterverarbeitet. 1840 wurde die Fabrik zweimal durch Brände beschädigt, daraufhin folgten Erweiterungen und Verbesserungen der Anlagen. 1841 gab man die Weberei auf, allein weiter betrieben und mehr ausgebaut wurde die Spinnerei. Baulich schlug sich dies 1841/42 in der Vergrößerung des Spinnereihochbaus nieder, der auf die doppelte Länge vergrößert wurde. Den Kanal baute man für zwei Wasserräder mit einem 20 Fuß-Gefälle aus.

1847 umfasste die Firma bereits acht Gebäude. Die Fabrik brachte neueste Maschinen zum Einsatz. So wurden 1846 die ersten Selfactor-Spinnwebstühle aus Manchester aufgestellt, 1845 kam die erste Trossel (Ringspinnmaschine) in Gebrauch. Täglich wurden damals 10 Zentner amerikanischer Rohbaumwolle verarbeitet. 1853 besaß die Firma 25368 Spindeln und 840 Zwirnmaschinen und beschäftigte insgesamt 694 Arbeiter. Die Beschäftigung zahlreicher Kinder im Betrieb erforderte die Errichtung einer Fabriksschule. Bereits 1837 fand der Unterricht für die Fabriksschule in der Schulstube zu Haagen statt. 1882 bzw. 1890 richtete das Unternehmen eine fabrikeigene Schule für 30 Fabrikkinder sowie eine

Kleinkinderschule ein. Mit einer „Rettsanstalt sittlich verwaarloster Kinder“ in Bern war im 19. Jahrhundert eine Vereinbarung getroffen worden, dass aus letzterer Kinder zur Arbeit in die Fabrik in Haagen geschickt wurden. In Haagen wohnten zu dieser Zeit in fabrikeigenen Kosthäusern 273 Arbeiter.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte die Textilindustrie im Wiesental u.a. auch am Standort Haagen durch günstige Produktionsbedingungen und technischen Vorsprung die erste Stelle in ganz Baden. Sie war von der Konkurrenz im übrigen Deutschland wenig berührt. Für den Aufschwung sorgten günstiges Kapital aus der Schweiz und billigste Arbeitskräfte. 1883 wurde die Spinnerei ein selbstständiges Unternehmen, das 1892 den Namen Sarasin und Staehelin Cie, Haagen, erhielt. 1918 gingen die Werksanlagen auf die Mannheimer Aktiengesellschaft für Spinnerei und Weberei über. Seit 1932 wurde der Betrieb unter der Bezeichnung Wiesag, Spinnereien und Webereien im Wiesental AG, geführt. Nach Beendigung der Produktion in den 1980er Jahren wurde im Hochbau ein Warenlager für ein Großversandhaus eingerichtet. Seit seiner Schließung im Jahre 1999 ist das Fabrikareal ungenutzt. Von den Eigentümern ist ein Antrag auf Abbruch gestellt.

Die Bedeutung

Der Spinnerei- und Webereihochbau von 1835/41 ist beispielhaft für Bauten der Textilindustrie im frühen 19. Jahrhundert. Seine beiden Bauteile mit 15 bzw. 16 Achsen werden durch ein schmales Verbindungsstück mit drei Achsen und eine über das Dach geführten Brandmauer getrennt.



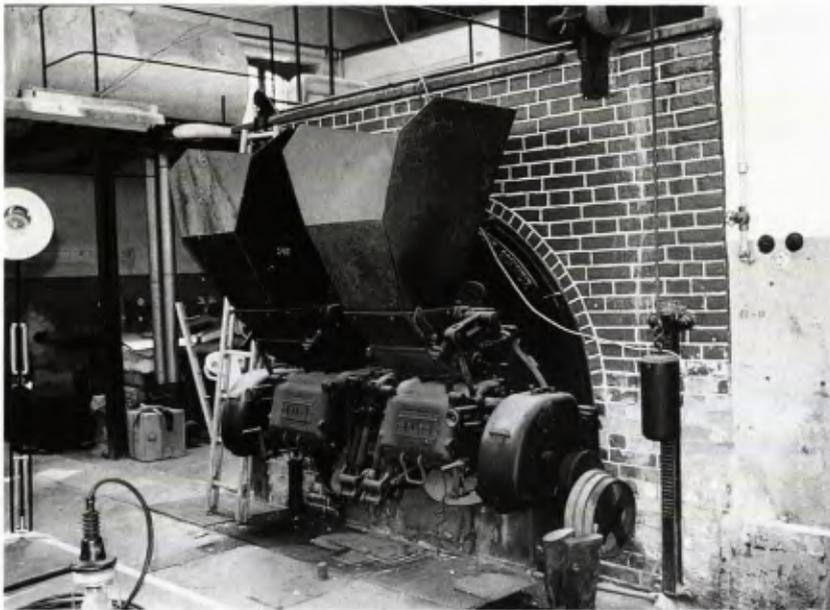
4 Das Kesselhaus mit Schornstein, Mitte 19. Jh. besitzt eine leichte Satteldachkonstruktion wegen der Explosionsgefahr.

Bezeichnenderweise liegen die Treppen, durch Zwischenmauern gegen die Spinnsäule abgeschlossen, an den Enden des Gebäudes. Beide Bauteile des Hochbaus werden durch ein flachgeneigtes Satteldach zusammengefasst und bilden so einen klaren, beherrschenden Block, dessen Dimensionen durch die kleinteilige Bebauung des angrenzenden Dorfes mit spitzgiebeligen, zweigeschossigen Häusern noch gesteigert werden.

Die Fabrik liegt auf einer kleinen Insel, die durch den Gewerbekanal und den in weitem Bogen um das Fabrikgelände herumführenden Leerlaufkanal gebildet wird. Der Hochbau steht parallel zum Gewerbekanal, die Nebengebäude rechtwinklig dazu an den beiden Enden des Hochbaus. Lediglich das Gros der Arbeiterwohnungen befindet sich südlich der Fabrik über dem Kanal bzw. an der zum Dorf führenden Straße. In dieser klaren Beziehungen der einzelnen Bauteile zueinander – dreiflügelige, U-förmige Grundform – äußert sich

5 Im Kesselhaus hat sich der Zweiflammrohrkessel der Firma Sulzer, Winterthur, 1900, erhalten.

6 Der „Spinnerei-Flachbau“, spätes 19. Jh.



das Nachleben klassizistischer Baugedanken, denen die Funktion als formbildender Faktor noch nicht geläufig war. Erst die Erweiterung der Antriebsanlage 1859 bringt mit dem Neubau des Kessel- und Maschinenhauses neue funktionale Baugedanken in die Werksanlage hinein, bei denen die Frage nach dem praktischen Standort des Gebäudes im Vordergrund steht.

So dokumentiert der Hochbau in Haagen von 1835/41 eindrucksvoll den Stand der Fabrikarchitektur der Textilindustrie in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er ist ein Zeugnis für die Frühform der Hochbauten, deren Äußeres auf jegliche Gliederung und Dekoration verzichtet. Charakteristisch auch das Innere mit den Maschinsälen, deren weitgespannte Decken vorwiegend durch Holzstützen unterfangen werden. Zwischen diesen Stützen standen die Spinn- und Webmaschinen, die über Transmissionen und eine Königswelle zunächst durch Wasserräder, dann durch Turbinen und Dampfmaschinen angetrieben wurden. Breite, wenig steil ansteigende Treppen belegen noch heute deren einstige Verteilerfunktion für Rohmaterial und Fertigwaren, die in den ersten Jahrzehnten der Industrialisierung durch Menschenkraft transportiert werden mussten. Aufzüge waren in der Frühzeit des Industriebaus noch nicht vorhanden. Auch die relativ hohe Zahl von Holzstützenreihen belegen die frühe Entstehungszeit dieses Hochbaus. Später werden bei Industriebauten die Holzstützen zumeist durch Gusseisenstützen ersetzt. So ist der Hochbau in Haagen ein aussagekräftiges Zeugnis für die Entwicklungsstufe der Industriearchitektur, die in der Baudekoration neue Wege beschreitet, in der Gruppierung der Baukörper sich aber noch dem Barock und Klassizismus verpflichtet fühlt. Schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten die Industriebauten auch Fassadengliederungen, die statisch bedingt sein können wie bei der ETTLIN-Spinnerei in Ettlingen. Die etwa parallel stattfindende Entwicklung zu den Shedbauten resultierte u.a. aus dem Bedürfnis nach mehr Licht. Konnten die Webstühle der 1830er bis 1850er Jahre noch mit verhältnismäßig spärlichem Licht bedient werden – eine Durchfensterung wie am Spinnerei- und Webereihochbau war hierfür ausreichend – forderten feinere Technik und kompliziertere Maschinen ein Mehr an Beleuchtung, was sich in der stärkeren Durchfensterung des „Spinnerei-Flachbaus“ (spätes 19. Jh.) oder am „Bateur-Gebäude“ (frühes 20. Jh.) zeigt. Shedbauten, die in der Spinnerei und Weberei in Haagen aber nicht gebaut wurden, ermöglichen durch Oberlichtfenster eine großzügige Belichtung. Nicht zuletzt ist bei dieser Form des Fabrikbaus von Vorteil, dass die Maschinen ausschließlich auf Erdgeschossniveau aufgestellt

wurden, ihr Anheben auf obere Geschosse nicht erforderlich war.

Klassisch ist die Lage der Spinnerei und Weberei Haagen unmittelbar am Gewerbekanal zur Nutzung der Wasserkraft. Exemplarisch ist dabei die Anordnung der Kraftanlage – zunächst Wasserrad, dann Turbinen etwa auf halber Länge des Gebäudes. Das heißt, die durch Wasserrad bzw. Turbine im Gewerbekanal gewonnene Energie konnte gleichmäßig über zwei etwa gleich lange Wellen nach beiden Seiten des Spinnereigebäudes verteilt werden. Beispielhaft ist auch die Lage des später errichteten Kesselhauses. Es steht abgerückt vom Spinnereigebäude, aber auf gleicher Höhe des Wasserantriebes. Kesselhäuser wie das der Spinnerei- und Weberei Haagen sind in der Regel kleinere, eingeschossige Massivbauten, abgerückt vom Produktionsgebäude – wegen der in der Frühzeit der Dampfmaschinenteknik häufigen Kesselexplosionen und der allgemeinen Feuergefahr, die durch die in der Textilindustrie allgegenwärtige Staubbildung durch Gewebefasern drohte. Die Kesselhäuser sind mit einem leichten, oft unter Verwendung von Eisenteilen oder Blech konstruierten Dach ausgestattet. In der Spinnerei und Weberei Haagen wurde 1900 im Kesselhaus ein Zweiflammrohrkessel der Firma Sulzer, Winterthur, eingebaut. Sein Wasserdampf trieb die Dampfmaschine an, welche dann über die Königswelle die Transmissionen in Bewegung setzte. Der Flammrohrkessel mit liegenden Flammrohren gehört zu den wenigen erhaltenen Beispielen seiner Art.

Schwierigkeiten bereitete einst die Kombination der alten Wasserkraftanlagen mit den später hinzugefügten neuen Dampfmaschinen, da beide Maschinen auf die selbe Antriebswelle arbeiten mussten und sich dabei behindern konnten. Erst eine um 1850 von Koechlin, Mülhausen, entwickelte Sperrklinkenkupplung schuf hier Abhilfe. Wichtig war, dass Turbinen- und Kesselhaus auf entgegengesetzten Seiten des Fabrikgebäudes lagen und so gemeinsam die Königswelle antreiben konnten. Dies ist bei der Spinnerei- und Weberei Haagen noch heute deutlich an der Anordnung der beiden Kraftanlagen zu erkennen. Von den zur unverzichtbaren Infrastruktur einer größeren Industrieanlage zählenden Bauten und Einrichtungen, wie sie heute noch in der Fabrik in Lörrach-Haagen erhalten sind, seien schließlich noch die Schmiede genannt, die vielfältige Aufgaben im Bereich der Kraftanlage, aber auch der Maschinensätze zu bewerkstelligen hatte, die Schreinerei, die u.a. umfangreiche Unterhaltungsmaßnahmen im Industriebetrieb zu tätigen hatte, oder als Koordinationszentrum das Verwaltungsgebäude mit entsprechend ausgestatteten Räumen. Der vergleichsweise hohe Standard,



den die von dem Industriebetrieb geschaffenen Wohnungen besaßen, ist aussagekräftig durch das sog. Kosthaus, einem Bau der Mitte des 19. Jahrhunderts, überliefert.

An den einzelnen Bauten der Spinnerei- und Weberei Haagen wird auf einprägsame Art und Weise Industriearchitektur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts deutlich, werden Betriebs- und Funktionsabläufe in einer Spinnerei- und Weberei ablesbar. Dadurch ist die Anlage von hohem dokumentarischem und exemplarischem Wert. Sie ist darüber hinaus eine wichtige Quelle für die Beschäftigung mit der Ortsgeschichte von Lörrach-Haagen und für die Erforschung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Bevölkerung im Wiesental. Nicht zuletzt ist die Fabrik ein Beleg für den bedeutenden Einfluss, den gerade die Textilindustrie auf die ökonomische Entwicklung der Region einst hatte.

7 Das „Batteur-Gebäude“, im frühen 20. Jh. für die Spinnerei-Schlagmaschinen errichtet.

8 Das „Kosthaus“, Mitte 19. Jh.



7 *Das Portiersgebäude an der Südseite des Areals, erbaut 1901.*

Literatur

- Richard Datscha, Die industrielle Entwicklung des Wiesentals bis zum Jahre 1870, Dissertation Basel 1935, Schopfheim 1937, S. 64f.
 Werner Will, Wirtschaftsgeschichtliche Studien zur industriellen Entwicklung des Wiesentals 1870–

1933, Dissertation Basel 1936, Lörrach 1938, S. 11; 91f.

Wolfgang Müller-Wiener, Die Entwicklung des Industriebaus im 19. Jahrhundert in Baden, Dissertation Karlsruhe 1955, S. 83f.

125 Jahre Spinnerei Haagen; 1834–1959; Jubiläumsausgabe 1959.

Fritz Schalen, Lörrach-Haagen, Haagen 1965 .

Ute Feber, Die Anfänge der Industrie in Baden-Württemberg 1839/32. In: Historischer Atlas Baden-Württemberg, Erläuterungen XI, 6, Stuttgart 1988.

Willi A. Boelke, Die Industrie in Baden und Württemberg 1895. In: Historischer Atlas Baden-Württemberg, Erläuterungen XI,7, Stuttgart 1988.

Axel Föhl, Bauten der Industrie und Technik, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 47, Bonn o.J.

Johannes Wilhelm, Die ETTLIN-Spinnerei. In: Denkmalpflege in Baden- Württemberg 27,1998, S. 61ff.

Dr. Wolfgang Kaiser

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg / Breisgau

Zum Profanbau des 19. Jahrhunderts im Ortenaukreis

Der Ortenaukreis als zentraler Teil Mittelbadens verfügt nicht nur über einen besonders reichen, sondern auch besonders vielseitigen Bestand an profanen Bauwerken des 19. Jahrhunderts und ist daher in besonderer Weise geeignet, die Entwicklung des Profanbaus des letzten Jahrhunderts (bis 1914) sowie die hinter ihr stehenden Gedanken und Kräfte sichtbar werden zu lassen.

Hans Jakob Wörner

Das Land Baden, Napoleons geliebte und sogar mit seiner Familie verbundene Schöpfung, war bei seiner Gründung ein nicht nur aus heterogenen Teilen zusammengesetztes, sondern auch armes Land. Wobei sich hier zeigte, dass Armut nicht unbedingt vor Größenwahnsinn bewahrt: Als der „Organisator“ Badens, von Reitzenstein, 1806 in Warschau in das Hauptquartier des mit seinem Feldzug beschäftigten Napoleon trat und um die Erhebung Badens zum Königreich (unter Einbezug von schweizerischem Gebiet!) bat, warf ihn Napoleon hinaus, sinngemäß mit dem Bemerkten, dies könne überhaupt nicht in Frage kommen, solange die Verhältnisse Badens nicht wesentlich besser seien.

Napoleon hatte damit zweifellos Recht, namentlich auch, was die wirtschaftlichen Verhältnisse angeht. Baden war als rein agrarisches Land arm, und vor allem seine gebirgigen Gegenden müssen als Notstandsgebiete bezeichnet werden, ins-

besondere wenn man bedenkt, dass noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Hungersnöte bzw. diesen nicht unähnliche Mangelzeiten vorkamen und u. a. eine enorme Auswanderung nach Amerika hervorriefen.

Schon damals kam man auf die auch heute noch gehegte Idee, ein agrarisches Land könne sein Los nur dadurch verbessern, dass es sich auf Sonderkulturen in der Landwirtschaft verlege. Aus diesem Grunde wurde der Weinbau in Baden gefördert, der Meerrettichanbau, der Zichorienanbau und die Zichorienverarbeitung, besonders aber der Tabakanbau und die Tabakverarbeitung. Auch das große Werk der Rheinkorrektion von Johann Gottfried Tulla, das erst 1880 vollendet war, geschah nicht nur aus der Überlegung, dadurch ständige Überschwemmungskatastrophen zu vermeiden, sondern insbesondere, um fruchtbares Ackerland zu gewinnen. Der Gedanke der Sonderkulturen stammt aus verschiedenen Quellen,



1 Lahr, „Fabrikvilla“
Lenz von Lotzbeck
(jetzt Rathaus).



er wurde jedoch besonders gefördert durch Freiherr Carl Ludwig von Lotzbeck in Lahr, der selbst ein großer Tabakanbauer und -verarbeiter war. In Lahr ließ der Zichorienfabrikant Jakob Ferdinand Lenz 1808 (Planung wohl gemeinsam von Friedrich Weinbrenner und seinem Schüler Johann Heinrich Voss) eine schlossartige Anlage errichten, in deren Zentrum das klassizistische Herrenhaus steht und vor dem sich ehrenhofartig eine symmetrische Anlage von Flügelbauten erhob, die der Fabrikation diente. Vom Herrenhaus aus hatte der Fabrikant direkten Ausblick auf die Fabrikationsstätten, jedoch auch auf die Anbauflächen. Die Zichorie hingegen erbrachte offenbar bei weitem nicht den erhofften Ertrag, Jakob Ferdinand Lenz hatte sich mit der aufwendigen Anlage übernommen und musste sie schleunigst verkaufen an Freiherr Carl Ludwig von Lotzbeck, dessen Einkommen vor allem aus dem Tabakanbau und der Tabakherstellung kam. Die Zigarrenherstellung war nicht nur marktgängig geworden, sie bot außerdem noch den großen Vorteil, dass an ihrer Herstellung die ganze Familie beteiligt wurde, der Bauer baute die Tabakpflanze an und erntete sie, die Familie einschließlich der Kinder wickelte die Zigarren und verkaufte sie, meist an das am besten bezahlende Holland.

Der Architekt Johann Heinrich Voss

Der Architekt Johann Heinrich Voss (1783–1849) spielt im Baugeschehen der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Mittelbaden eine zentrale Rolle. Er war ein Sohn des großen Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voss. Geboren 1783 in Eutin, erlernte er, in der Jugend kränklich, zunächst das Handwerk des Kunstschreiners. Auf Goethes Rat

hin studierte er sodann in Karlsruhe bei Friedrich Weinbrenner Architektur. Danach entschloss er sich, in Baden zu bleiben und in den badischen Staatsdienst einzutreten. Tätig zunächst in Lahr, wurde er 1821 Bauinspektor beim staatlichen Bauamt in Offenburg, 1832 Bezirksbaumeister in Freiburg und 1844 zum Baurat ernannt. Sein Grabmal steht auf dem alten Friedhof in Freiburg. Johann Heinrich Voss hat im Gebiet des Ortenaukreises eine für die damalige Zeit enorme Anzahl von Bauten errichtet, eine Fülle von Kirchen beider Konfessionen, jedoch auch Profanbauten, unter ihnen die bei weitem größte Anlage, welche in dieser Zeit gebaut wurde, die Heilanstalt Illenau in Achern. Es kann für Baden als überaus typisch gelten, dass in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts Bauaufgaben fast ausschließlich von staatlichen Architekten geplant wurden. Es muss als große Ausnahme und Neuerung bezeichnet werden, dass gegen Mitte des Jahrhunderts bei zwei großen katholischen Kirchenbauten in Lahr und Oberkirch nicht-staatliche Architekten tätig wurden (die Brüder Greiff). Und selbst dies wurde nur möglich durch das mehr als bedauerliche Spannungs-Verhältnis zwischen Staat und katholischer Kirche zu jener Zeit in Baden, wobei diese Architekten staatlicherseits auch der (als Beschimpfung gemeinten) Bezeichnung, sie seien „von durchaus ultramontaner Gesinnung“, nicht entgingen.

Die Heilanstalt Illenau in Achern

Eine Anlage von ganz besonderer Art aber ist die Illenau in Achern. Sie ist bei weitem die größte bauliche Anlage, welche in dieser Zeit in Mittelbaden errichtet wurde und vor allem eine Anlage,

die ihre Verwirklichung den für jene Zeit umwälzenden modernen Erkenntnissen der Psychiatrie verdankt. Der aus Pforzheim stammende Arzt Christian Roller (1802–1878) entdeckte als einer der Ersten und vertrat in Schriften und Vorträgen unermüdlich, dass das Einpferschen von Geisteskranken in völlig ungeeignete Gebäude, die der Staat aus weggenommenem Kirchenvermögen zufällig übrig hatte, nicht nur einen groben Missstand darstelle, sondern eine mögliche Heilung gänzlich verunmögliche und damit die Patienten vollends ruiniere. Er hielt „...einen solchen geistigen Mord für weit grässlicher als einen Todschlag“. Rollers Auffassung, beharrlich vorgetragen, wurde vom badischen Staat, obwohl er durch Vormärz und Wirtschaftsdepression sicherlich andere Sorgen hatte, Ernst genommen. Der Staat verstärkte diese Ansicht noch, indem das Innenministerium feststellte, dass in der bisherigen Art von Kasernierung die Patienten: „statt Heilung und Linderung...zu finden, immer tiefer herabsinken zum thierischen Blödsinn und auf diese Weise vollends geistig gemordet werden“. Der badische Staat trat an die Spitze der Entwicklung, stellte die für seine Verhältnisse enormen Geldmittel zur Verfügung, Johann Heinrich Voss entwarf und erbaute die Illenau als erste badische „Irrenanstalt“, 1839 wurde in Anwesenheit von Großherzog Leopold der Grundstein gelegt, 1842 die Anlage in Betrieb genommen.

Johann Heinrich Voss konzipierte die Illenau als klassizistische Schloss-Anlage. In der Mitte stehen, anstelle des Corps de Logis, Versammlungssaal und Kapelle, davor ein von Säulenreihen eingefasster Ehrenhof. Um diese Mittelachse entwickeln sich symmetrisch langgestreckte, hell belichtete Flügelbauten mit mehreren großen Innenhöfen. Weiter entfernt folgen, ebenfalls im Wesentlichen symmetrisch, Nebenbauten, die der Versorgung und der Landwirtschaft dienen. Die gute Unterbringung in freundlichen, hellen Räumen, die bewusste Einbeziehung der reizvollen Landschaft im Übergang von der Rheinebene zum Schwarzwald und sogar die Mitarbeit in Garten und Landwirtschaft wurden von Johann Christian Roller ganz bewusst als Bestandteil der Therapie eingesetzt, was für die damalige Zeit von revolutionärer Modernität war. Dass die Illenau den Prinzipien des Schlossbaus folgt, in Wirklichkeit eine klassizistische Schlossanlage ist, blieb nicht verborgen, wurde doch geschrieben: „Der erste riesige Narrenpalast auf deutschem Boden...so wuchtig wie des Großherzogs Schloss“. Die Farbe der Gebäude war zwar nicht so rot wie ihr heutiger, aus den 1950er Jahren stammender Anstrich, jedoch spricht auch Heinrich Hansjakob, der als Patient in der Illenau weilte und sich dort wohl fühlte, von „jenen blassrothen Gebäuden“.

Burg Ortenberg

Nur mühsam gelangte Baden in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu wirtschaftlichem Wachstum, wofür nicht zuletzt trotz einer auf französischen Grundlagen beruhenden, fortschrittlichen Verfassung von 1818 die noch immer bestehenden rechtlichen Hemmnisse verantwortlich waren (Gewerbefreiheit erst 1862). Da wurde es naturgemäß besonders begrüßt, wenn Fremde mit großem Vermögen nach Baden kamen, sich hier niederließen, als große Mäzene und Bauherren wirkten und ihrer Umgebung Arbeit und Brot gaben.

Zu diesem Personenkreis gehörte der baltische Adlige Gabriel Leonhardt von Berckholtz (1781–1863). 1781 in Riga geboren, kam er durch Erbe und kaufmännische Tätigkeit zu großem Vermögen, das ihn 1825, durchaus im Stil des Adels im zaristischen Russland, dazu veranlasste, mit seiner Familie „auf Reisen zu gehen“. 1830 ließ er sich in Karlsruhe nieder, dort las er im Verkündblatt, dass die Großherzogliche Hofdomänenkammer das „herrschaftliche Ortenberger Schlossrebgut“ zum Verkauf versteigere. Er beauftragte Hofbanquier von Haber, für ihn zu bieten, und erhielt den Zuschlag. Damit kam er 1833 in den Besitz nicht nur von Reben, sondern auch einer großen mittelalterlichen Burgruine. Was nun einsetzte, kann für einen baltischen Adligen kaum typischer sein. Die baltischen Adligen, meist deutschstämmig, hielten in ihrem seit dem 18. Jahrhundert zum Kaiserreich Russland gehö-



3 Ortenberg, Schloss.



4 Ortenberg,
Schloss, Rittersaal.

rigen Gebiet treu zum russischen Zaren, kamen häufig zu diplomatischen Aufgaben, besonders aber in der Regel zu großem Reichtum. Dazu gehörte es gleichsam zwangsläufig, einen entsprechenden Adelssitz zu haben, der entweder eine komfortabel ausgebaute mittelalterliche Burg sein oder aber als Neubau aussehen musste, wie ein Schloss in Schottland. Dazu ließen sich viele Beispiele anführen, hier sei nur erwähnt, dass sich z. B. Bürgermeister Armitsted von Riga privat das ganz englischen Vorbildern folgende Schloss Jaunmoku-Pils in der weiteren Umgebung seiner Stadt errichten ließ. Gabriel Leonhardt von Berckholtz aber hatte in der in staufische Zeit zurückgehenden Burgruine von Ortenberg, malerisch auf einem Rebhügel im unteren Kinzigtal gelegen, gefunden, was er suchte, eine echte Burgruine zum Ausbau als Adelssitz.

Sofort nach dem Erwerb vergab er den Planungsauftrag an den Architekten F. Maler, von dem zwei Entwürfe erhalten sind. Mit den Planungen F. Malers, die möglichst viel Altsubstanz erhielten und zuerst zaghaft, dann opulenter historistische Zufügungen machten, war der Bauherr jedoch sichtlich unzufrieden. Die Zwänge, die das Erhalten „allzu vieler“ alter Mauern für den modernen Wohnkomfort mit sich brachten, müssen ebenso zum Missvergnügen des Bauherrn geraten sein wie die von ihm offenbar als heterogen empfundenen Zufügungen. 1836 wechselte von Berckholtz den Architekten und wählte Jakob Friedrich Eisenlohr (1805–1855), Absolvent des Karlsruher Polytechnikums, 1839 dort Lehrer und Leiter der Hochbauabteilung der Badischen Staatseisenbahnen. Eisenlohr kommt in Baden große Bedeutung zu, gleichzeitig mit seinem Zeitgenossen, Mitschüler und Freund Heinrich Hübsch steht er für den Anfang des Historismus in Baden, hier in einer zarten, noch mit klassizistischen Elementen versetzten Weise. Eisenlohr, der aus wirtschaftlichen Gründen die Verwendung des heimischen Baustoffes Holz (anstatt teuer aus England zu im-

portierendem Gusseisen) empfahl, ist später zum Vorwurf gemacht worden, dass unter seinen Entwürfen eine Kuckucksuhr in Form eines Bahnwärterhäuschens vorkommt.

Der noch junge Eisenlohr ging wenig zimperlich mit den staufischen Mauern der Burgruine um. Er beließ im Wesentlichen die Bering-Mauer, die Ecktürme, soweit sie noch vorhanden waren, und den Hochturm, genannt „Schimmel“. Das eigentliche Wohnschloss aber, ein Carré-Bau mit polygonalen Ecktürmen, stellt einen fast vollständigen Neubau dar mit repräsentativem Treppenhäus, mit Rittersaal (mit reicher neugotischer Ausstattung), mit Arbeitskabinett und mehreren, meist quadratischen, hellen Räumen, von denen die Eckräume, durch die polygonalen Ecktürme erweitert, prachtvolle Ausblicke in das Kinzigtal und über die Rheinebene zum Straßburger Münster bieten.

Der Bauherr starb 1863. Die Schlossanlage ging 1872 an Baron Gustav Renouard de Bussière über, durch dessen aufwendigen Lebensstil allerdings hohe Schulden aufliefen, so dass das Schloss 1889 in das Eigentum des Barons Theodor Hirsch von Gereuth überging. Dessen Erbin Freiin Diana von Brandt, vom Dritten Reich als „nicht arisch“ verfolgt, und ihre Kinder verkauften das Schloss an das Deutsche Jugendherbergswerk, dem es noch heute gehört. Der nicht besonders schonende Umgang mit der Altsubstanz ist Jakob Friedrich Eisenlohr nach 160 Jahren verziehen, heute ist das Schloss Ortenberg als großartige, zeittypische Leistung des noch frühen Historismus nicht nur eine der am besten besuchten Jugendherbergen weit und breit, sondern auch die Wappenburg des Ortenaukreises.

Zwischen 1840 und 1860 lässt sich in der badischen Architektur, auch auf dem Gebiete des Profanbaus, eine eigentümliche Flaute feststellen, in dieser Zeit wurde signifikant wenig gebaut. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Selbst wenn es durch große Anstrengungen gelungen war, Baden auf dem Gebiete der Landwirtschaft besser zu stellen, so konnte doch 1846/ 47 eine an Hungersnot grenzende Erscheinung von Missernte, Saatgutmangel und „furchtbarer Teuerung“ nicht verhindert werden. Auch hatte eine eigentliche Industrialisierung, im Gegensatz zu Frankreich und England, noch kaum begonnen.

Vor allem aber gärt in dieser Zeit die badische Revolution. Ob es richtig ist, dass sie mit wirtschaftlichen Verhältnissen nichts zu tun gehabt habe und ausschließlich den Gedanken von Intellektuellen entsprungen sei, steht dahin. Zu Recht wird der eigentliche Beginn der badischen Revolution in der Versammlung der „entschiedenen Verfas-

sungsfreunde“ am 12. 9. 1847 im Saal des Gasthofes „Salmen“ in Offenburg gesehen. Im Gegensatz zu später, als sie, um das herrschende System zu schädigen, in der Eisenbahn bewusst als Schwarzfahrer auftraten, hatten die aus ganz Baden in die Mitte des Landes, nach Offenburg angereisten Verfassungsfreunde ihre Bahnbillette bezahlt. Dass im Gegensatz zu Nachbarländern bei uns die Revolution auf traurige Weise scheiterte, mit ihr die Volksrechte untergingen und dies zu einer Reihe schwerer Maßregelungen führte, denen sich manche „Kompromittierten“ durch Flucht in die Schweiz, nach Frankreich und die Vereinigten Staaten entzogen, ist von dem obsiegenden Regime möglichst vertuscht worden. Unter allen diesen Umständen ist verständlich, dass das Bauwesen weitgehend darniederlag, angefangene Bauten oft jahrelang liegen blieben, bis sie vollendet werden konnten.

Ende der 1850er Jahre beginnt dann, zunächst noch zaghaft, ein Wiederanlaufen der Bautätigkeit, im Einzelnen zunächst noch mit Hilfe von außen. Wieder steht im Ortenaukreis an der Spitze die Stadt Lahr. Aus ihr stammte der Kaufmann Christian Wilhelm Jamm, dessen Vorfahren dort Schuhmacher waren. In frühen Jahren übersiedelte er nach Mittelamerika und kam durch Handel in Kuba zu einem großen Vermögen. Im Alter kehrte er in seine Heimatstadt zurück, ließ sich hier 1859 durch einen unbekanntes Architekten seine Villa errichten, die er, samt ihrem Park, der heute der Stadtpark von Lahr ist, seiner Vaterstadt schenkte. Er stiftete noch dazu die große Christuskirche (erbaut 1874–80 von Ludwig Diemer). Die Jammische Villa bleibt, französischen Vorbildern folgend, im baulichen Dekor eher bescheiden, in manchem noch nachklassizistisch.

Um diese Zeit (1862) entstand in Lahr auch das mit seinem Vis-à-vis einst torartig in die Marktstraße einführende, spätklassizistische Eckhaus Marktstraße/Bismarckstraße mit seinem markanten Rundturm.

Die badischen Staatseisenbahnen

Nur erwähnt werden kann hier der Hochbau der badischen Staatsbahnen, der zuerst von Jakob Friedrich Eisenlohr geleitet wurde. Von ihm stammt noch das zur Originalausstattung gehörige Empfangsgebäude in Renchen, das durch einen leichten Bogen in der Schnellbahnstrecke stehen bleiben kann. Nach Eisenlohr war Leiter des Hochbaus der Badischen Staatseisenbahn Lukas Engesser (1820–1880) aus Villingen, der 1863 bei Gründung des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg dessen Vorstand wurde und von dem im Ortenaukreis der bedeutende Bau der

katholischen Pfarrkirche von Mahlberg 1871–74 stammt.

Das Empfangsgebäude in Offenburg mit seiner heutigen, auffallend großen Gestalt entstand im Zusammenhang mit der Inbetriebnahme der Schwarzwaldbahn (1873) sowie durch weiteren Ausbau 1906–13. In mehreren, z. T. symmetrisch angeordneten pavillonartigen Bauteilen wurde dem Empfangsgebäude von Offenburg als dem Mittelpunkt des badischen Eisenbahnnetzes im Schnittpunkt von Rheintal- und Schwarzwaldbahn ein besonderes Maß an Repräsentation zugewidmet. Entsprechend seiner Topographie entwickelte das Netz der badischen Bahnen, abgesehen vom Grunddreieck Rheintal-, Hochrhein- und Schwarzwaldbahn ein System von Stichbahnen, die von den Hauptästen abzweigend in Täler führen. Hierzu gehört die Achertalbahn genauso wie die Renchtalbahn oder die Stichbahn Biberach/Kinzig-Oberharmersbach. Die Hochbauten dieser Bahnen entstanden durchwegs um 1880–90 in den Formen eines maßvollen, heimatbezogenen Historismus, meist unter reichlicher Verwendung von Sandstein. An hervorgehobenen Stationen, z. B. an den Endstationen, gehört ein Turm zur Ausstattung des Empfangsgebäudes (z. B. Ottenhöfen als Endpunkt der Achertalbahn). Für solche Schwarzwaldorte war der Bahnhof das Tor zur Welt, auch der Punkt, an dem die Kurgäste, die Kaufkraft brachten, ankamen. Heute im Besitz privater Bahngesellschaften und deren harten Sparzwängen ausgesetzt, wird die Erhaltung dieser Kulturdenkmale immer schwieriger.

Schloss Rodeck

Das Thema Ortenberg, Ausbau einer mittelalterlichen Burg zum Wohnschloss in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, setzt sich in der 2. Jahrhunderthälfte fort in dem 1880 in Neurenaissanceformen erfolgten Ausbau der Burg Rodeck. Die Burg Rodeck wurde im 13. Jahrhundert von der Familie Röder von Rodeck erbaut. 1379 ging sie in den Besitz des Hochstifts Straßburg sowie der Markgrafen von Baden über. 1419 gänzlich im Besitz der Markgrafen, vergaben diese die Burg im Mannlehen wieder an die Röder, die Anfang des 17. Jahrhundert ausstarben, danach wechselnde Besitzer bis zur Erwerbung und Ausbau 1880 durch Obergerichtsrat Friedrich Schliephacke. Die Burg Rodeck gehört zu den wenigen Höhenburgen, die nie zerstört wurden. Der Burgenausbau von 1880 unterscheidet sich signifikant von dem in Ortenberg, auch wenn man berücksichtigt, dass die Burg Rodeck in ihrem mittelalterlichen Bestand wesentlich kleiner war als die Burg Ortenberg. Hier ist nun, mit großem



Bemühen, die bestehende mittelalterliche Substanz erhalten worden. Der Bergfried und der angrenzende Palas blieben in ihrem Bestand erhalten. Der Bergfried wurde lediglich erhöht und sein oberer Abschluss in Neurenaissanceformen dekoriert, der Palas mit einem neuen Dach sowie mit Innenräumen versehen. Nirgendwo ist erkennbar, dass, abgesehen von einigen Fensteröffnungen, mittelalterliches Mauerwerk abgebrochen wurde, es wurde lediglich hinzugebaut. Hierin ist schön zu sehen, in welchem Umfang, trotz aller Burgenromantik, der Gedanke der Denkmalpflege von Substanzerhaltung erstarkt ist. Die Anfänge der Burg liegen im 13. Jahrhundert, sie blühte jedoch noch im 15./16. Jahrhundert unter der Familie Röder von Rodeck, wie bis heute erhaltene, mit Straßburg in Zusammenhang stehende Fresken zeigen. Der Bauherr von 1880 erlaubte sich größeren Reichtum nur dort, wo im Wesentlichen keine alte Substanz mehr vorhanden war, im Bereich des Daches. Dies gilt insbesondere für den im zweiten Obergeschoss gelegenen Rittersaal, dessen geputzte Kreuztonne von 1880, reich mit Grotteskenmalerei in den Formen der italienischen Hochrenaissance versehen, unter jahrzehntelanger Verschalung wieder sichtbar geworden ist. Durch den Ausbau von 1880 wurde Schloss Rodeck, auch wenn sein Raumangebot durch die Erhaltung der mittelalterlichen Substanz begrenzt ist, zu einem prächtigen Herrnsitz in fabelhafter Lage, umgeben von Reben, hoch über dem Achertal.

Der Boom um 1900

Nach Gründerfieber und Bankenfrühling, hauptsächlich mit Hilfe der von Frankreich bezahlten Millionen, erfolgte nach 1873 der zyklusentsprechende Crash, der nach kurzer Hausse wieder für eine gewisse Zeit Flaute einkehren ließ. Gegen 1890 jedoch belebte sich das Baugeschehen wieder und diesmal so stark, dass es sich bis 1914 zu einem bisher nie dagewesenen Bauboom steigerte. In diesen rund 25 Jahren wurde mehr gebaut als im ganzen Jahrhundert zuvor. Den Anfang machen Schulgebäude, deren Errichtung überaus dringend wurde, da seit dem Anfang des Jahrhunderts, ja mancherorts sogar seit Einführung der allgemeinen Schulpflicht, baulich nichts geschehen war. Die Luisenschule in Lahr nach 1880 oder die Friedrichschule in Lahr, 1889–91 von Carl Meurer, beide in maßvollen Formen der Neurenaissance, können als typische Beispiele hierfür gelten. Dass die Formen der italienischen Renaissance, aus der Zeit der höchsten kulturellen Blüte Europas, als der für ein Institut der Bildung passende und richtige Ausdruck angesehen wurde, geht aus zahlreichen Schriften der Zeit hervor. Ein Hauptvertreter dieser Auffassung war Joseph Durm (1837–1919), wie vor ihm Friedrich Weinbrenner und Heinrich Hübsch der höchste Baubeamte in Baden. Durm hatte die Baukunst der Renaissance in Italien eingehend studiert und trug 1903 den gewichtigen Band „Die Baukunst der Renaissance in Italien“ zum Handbuch der Architektur bei. Hier sei auch der Hinweis erlaubt, dass zu dieser Zeit das „Vaterländische“ in Baden noch keine Rolle spielte, im Gegenteil, der Badner Bezug nach Italien (bei Weinbrenner die klassische Antike, bei Hübsch die altchristliche Basilika, bei Durm die Renaissance) hatte hier noch bei weitem Vorzug vor der märkischen Backsteingotik, dabei mag auch eine gewisse Abneigung gegen Preußen, die von der Niederschlagung der badischen Revolution von 1848/49 herrührte, eine Rolle gespielt haben. Bei der Wahl von Formen der italienischen Hochrenaissance für ein Schulgebäude wäre in den 1880er Jahren noch niemand auf den Gedanken gekommen, dies sei unzulässig, da es sich hier nicht um einen deutschen Stil handle.

Hier ist auch zu erwähnen, dass sich nun, mit dem Einsetzen des großen Baubooms, insbesondere in Städten wie Lahr und Offenburg, Monopolstellungen von Architekten herausbildeten. In Lahr war dies das Architekturbureau Carl Meurer, in Offenburg waren es mehrere wie Nägele & Weis, Kull & Schweiger oder Friedrich Abel (1852–1926). Die meisten größeren Bauvorhaben in dieser Zeit zwischen 1890 und 1914 wurden von diesen Architekten bewirkt. Andere Ar-

chitekten hatten daneben große Mühe, zu Aufträgen zu kommen. Dies ist ein merkwürdiges Phänomen. Besonders eklatant ist der Fall des Architekturbureau Carl Meurer in Lahr, das reibungslos alle Phasen von Neurenaissance über Neubarock und Jugendstil bis zur ersten Phase des Neoklassizismus mitmachte und dessen praktische Monopolstellung erst mit dem Ersten Weltkrieg endete. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so ausgeprägt, ist es mit dem Architekturbureau Nägele & Weis in Offenburg, das nach 1890 eine große Bautätigkeit entfaltete, die jedoch gegen 1910 den Anschluss verpasste, dann als altmodisch und überholt galt und bei größeren Aufträgen kaum mehr Chancen hatte. Dafür ist ein eindrückliches Beispiel die Klosteranlage des Mutterhauses der Franziskanerinnen in Gengenbach. Für sie hatten Nägele & Weis noch 1907–10 einen großen Mittelbau errichtet, in maßvoll neubarocken Formen. Außerdem hatten sie die wenig dankbare Aufgabe, mehrere vorhandene Bauten zu einer Einheit zusammenzufassen, bestmöglich gelöst. Als es 1914 darum ging, diesem erst durch Nägele & Weis zu einer ansprechenden Gesamtgestalt gebrachten Komplex eine Klosterkirche anzufügen, wurde der Auftrag Johann Schroth (1859–1923) übertragen, der als Angestellter der katholischen Kirche von seinem Arbeitgeber für diese Aufgabe erst freigestellt werden musste. Den Schwestern und ihrem Prior war es mehr als peinlich, den langgedienten Architekten Nägele & Weis den sicherlich von diesen erwarteten Auftrag nicht zu erteilen; sie entschieden sich für den moderneren Johann Schroth. Die Monopolstellung bestimmter Architekten ignorierten nur entweder der Staat, der seine eigenen Architekten hatte, oder fremde Bauherren, die sich an bestimmte Architekturbureaux gebunden hatten und nicht daran dachten, auf lokale „Gepflogenheiten“ Rücksicht zu nehmen. Auch dafür gibt es typische Beispiele, wie der Bau der Reichsbank in Lahr, 1905 von Curjel und Moser, Karlsruhe, zeigt.

Das Haus „Palmengarten“ in Offenburg (1889 im Auftrag des Brauereibesitzers Wilhelm Hund erbaut von Johann Schweiger), das mit seinem überkuppelten, polygonalen Eckturm das Bahnhofsviertel in Offenburg beherrscht, oder das in straßenraumbeherrschender Ecksituation stehende Wohn- und Geschäftshaus Marktstraße 35 in Lahr (1893 im Auftrag des Druckereibesitzers M. Schauenburg erbaut von Carl Meurer) können als typische Beispiele dieser Zeit gelten, ebenso das große, in Formen der deutschen Renaissance errichtete Wohnhaus Tiergartenstr. 2 in Lahr (1897 von H. Maier).

Kasernenbauten in Lahr und Offenburg

Nicht unerwähnt bleiben kann hier die Tatsache, dass sich badische Städte, sowohl Lahr als auch Offenburg, mit Nachdruck darum bemühten, Garnisonsstädte zu werden. Sie erwarteten dadurch zusätzliche Einwohner, gesteigertes Ansehen und wirtschaftlichen Gewinn. Nach längeren Verhandlungen gelang es beiden Städten, Garnison zu werden. Unter Mithilfe der Städte wurden große Kasernenviertel am Stadtrand angelegt und eindrückliche Kasernenbauten errichtet, die zum großen Teil noch heute bestehen. Als typisches Beispiel hierfür kann die Ihlenfeld-Kasernenanlage in Offenburg erwähnt werden, ebenso die Anlage von Kavallerie-Kasernen in Lahr. Die Ihlenfeldanlage in Offenburg entstand ab 1897/98, geplant wurde sie durch die k. Intendantur des 14. Armeecorps für das Infanterie-Regiment 170. Ausgeführt wurde die Planung durch die Stadt Offenburg, Stadtbaumeister Karl Joseph Wacker (1855–1918). Man mag sich darüber wundern, dass hier in Baden eine k. (königlich preußische) Intendantur des 14. Armeecorps als Planer auftritt, es gehört jedoch zu den badischen Eigenheiten, dass Baden durch die Militärkonvention von 1869 mit Preußen auf seine Militärhoheit verzichtete, die badische Armee also preußischem Kommando unterstand, wobei der Oberkommandierende, ein preußischer General, in Karlsruhe zu residieren hatte. Es hängt dies u. a. zusammen nicht nur mit der Tatsache, dass Preußen die badische Revolution von 1848 niedergeschlagen hatte, sondern insbesondere auch damit, dass die Herrscherhäuser beider Länder miteinander verwandt waren, der badische Großherzog Friedrich I. war der Schwiegersohn des preußischen Königs und deutschen Kaisers Wilhelm I. Entsprechend der preußischen Oberleitung ist der Stil der Kasernen in Offenburg und Lahr nun auf einfache neugotische Formen, auf Klinkerbauweise in Anlehnung an die märkische Backsteingotik ausgerichtet. Die zum Teil bis vor wenigen Jahren militärisch genutzten Gebäude (in Offenburg durch die französische Armee) dienen nunmehr Wohnungs-, gewerblichen und (in Offenburg) kulturellen Zwecken.

Brauereigebäude

Die Brauerei Meyer und Söhne in Riegel erlebte um die Jahrhundertwende 1900 in Baden einen besonderen Aufschwung. Hierfür, wie für den Aufschwung anderer Brauereien zu dieser Zeit, sind verschiedene Gründe zu nennen. Eine der wichtigsten Voraussetzungen war sicherlich die Tatsache, dass es im 19. Jahrhundert gelang, Lagerbier, d. h. lagerfähiges Bier zu brauen, das auf-

bewahrt werden konnte und nicht, wie noch im 18. Jahrhundert, möglichst bald, nachdem es gebraut war, verbraucht werden musste. Es wird mit Recht als erstaunlich angesehen, dass es überhaupt gelungen ist, in Baden, einem Land „notorischer Weintrinker“, das Bier als Volksgetränk einzuführen. Dass dies keineswegs einfach war, zeigt schon der enorme Aufwand, mit dem die Riegeler Brauerei in weiten Teilen des badischen Landes Schankhäuser, sog. Meyerhöfe errichtete, zum Absatz des Bieres, aber auch, weithin sichtbar, als Reklameträger.

Die Auffassung, erst der Krieg von 1870, in dem die Badener mit Preußen und Bayern im Felde standen, habe es ermöglicht, in Baden das Bier als Volksgetränk durchzusetzen, da die Badner, heimgekehrt, das Getränk, an das sie sich gewöhnt hatten, nicht hätten missen wollen, erscheint plausibel, jedenfalls ist nach 1870 eine starke Zunahme des Bierabsatzes zu verzeichnen. Die Riegeler-Brauerei ragte durch ihre Meyerhöfe hervor, wobei sie es verstand, für diese bedeutende Architekten zu gewinnen. Nachdem eine Zeit lang Carl Schäfer (1844–1908) der Riegeler Brauerei als Architekt gedient hatte, trat der Münchner Julius von der Ohe an seine Stelle. In Lahr ist die Riegeler Bierablage nebst Schankhaus bis heute erhalten. Hier verfuhr die Riegeler Brauerei so, dass sie ein bestehendes, 1895 in neugotischen Formen von J. Radge erbautes Wohnhaus 1910 durch von der Ohe erweitern und in einen typischen Meyerhof in Formen der deutschen Renaissance verwandeln ließ. Die Schauseite der Anlage ist gegen die Kaiserstraße gerichtet, ein turmartig überhöhter Tordurchgang mit asymmetrischem Voluten-



6 Lahr, ehemaliger Meyerhof, Schankhaus, der Riegeler Brauerei.

giebel zeigt deutlich die Handschrift von der Ohe, gegen Kaiserstraße Ecke Gaswerkstraße wird das umgebaute frühere Wohnhaus erkennbar, dahinter liegt eine umbaute Innenhofanlage mit Bierablage, Stallungen, laubenartig offener Wagenremise und Verwalterhaus.

Das Amtsgericht in Lahr, 1899 nach Plänen des großherzoglichen Regierungsbauamtes errichtet, erhöht über der Turmstraße und in der Blickachse der Gerichtsstraße gelegen, bringt – erstmals in dieser Region – eine auftrumpfende Art eines reichen Neubarock, mit umfangreicher Symbolik (Justitia).

Im Großherzogtum Baden gehört zu den größten städtebaulichen Leistungen der Zeit um 1900 die Oststadt in Offenburg und ihr Herzstück, der 1899 angelegte runde Schillerplatz. Der Name zeigt, wie auch andernorts, die enorme Verehrung des 19. Jahrhunderts für Schiller. Der Platz wird umstanden von gebogenen, drei- bzw. viergeschossigen Häusern (1900–1906), die, im Einzelnen durchaus verschieden und nicht uniform, im Ganzen eine überzeugende baukünstlerische Einheit bilden.

Das Architektenbureau Curjel und Moser

Der Schweizer Carl Moser (1860–1936) eröffnete, neben seiner Tätigkeit in der Schweiz, rechtzeitig mit Beginn des großen Baubooms zusammen mit Robert Curjel (1888–1915) ein Architekturbureau in Karlsruhe, das 1900 durch die Architekten H. Platz und G. Doppler erweitert wurde. Dieses Architekturbureau erhielt nicht nur in der Schweiz, sondern insbesondere auch in Baden eine Fülle großer Aufträge, es konnte den älteren Joseph Durm weitgehend überrunden, es konnte mit den größten, damals tätigen Architekturbureaux wie Hermann Billing (der zeitweise mit Wilhelm Vittal assoziiert war) mit Erfolg konkurrieren. Im Gegensatz zu dem trotz aller Hochachtung vor seinem künstlerischen Rang offenbar gelegentlich als etwas mürrisch und nicht immer kostensicher angesehenen Hermann Billing hatten Curjel und Moser den Ruf großer Geschmeidigkeit und kalkulatorischer Zuverlässigkeit, weshalb ihnen ohne weiteres größte Bauaufgaben wie der 1913/14 errichtete Badische Bahnhof in Basel anvertraut wurden. Bei der Auftragsvergabe des neuen Hauptbahnhofes in Karlsruhe, die sich für die Badischen Staatsbahnen als Debakel erwies (nach Entwurf von Joseph Durm, nachträglicher Wettbewerb, Ablehnung von Hermann Billing durch den Auftraggeber, schließliche Beauftragung von August Stürzenacker, 1871–1943), mögen die Badischen Staatsbahnen bedauert haben, es nicht, wie in Basel,



7 Offenburg,
Schillerplatz.

mit Curjel und Moser zu tun zu haben. Auch in der Schweiz gewannen Curjel und Moser einen Wettbewerb nach dem anderen, wobei von Zeitgenossen berichtet wird, sie hätten die Anonymität des Wettbewerbs dadurch relativiert, dass sie ihre Planeinsendungen in die „Karlsruher Zeitung“ eingewickelt hätten, sodass mit „Karlsruhe“ offenkundig war, dass es sich um Curjel und Moser handelte. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges erkannte Karl Moser, dass die gute Zeit endgültig dahin war, schloss 1915 sein Architekturbureau in Karlsruhe und kehrte in die Schweiz zurück. Die ehem. Reichsbank in Lahr von 1905 ist ein maßvoller, stilsicherer Jugendstilbau auf dem modernsten Stand der Zeit.

Die Jahrhundertwende

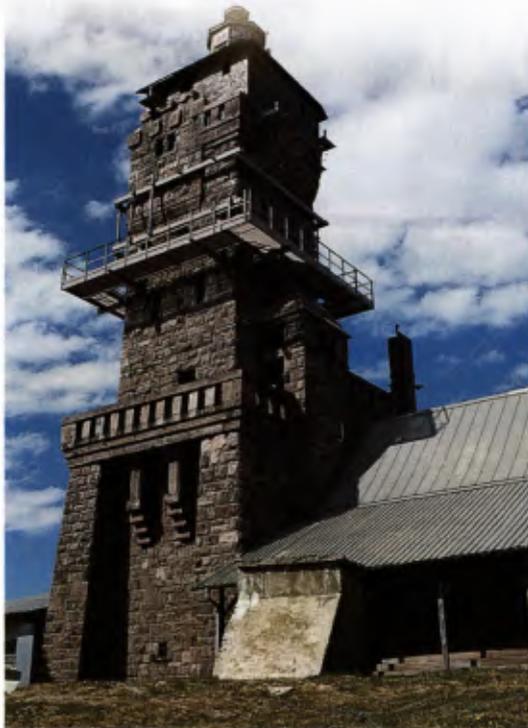
Die Zeit der Jahrhundertwende ist in Baden auch die Zeit der ersten Warenhäuser, die insbesondere nach französischen und belgischen Vorbildern entstanden. Für die Umgestaltung bestehender Geschäftshäuser in Warenhäuser, die, zwischen Gusseisensäulen, nun auf mehreren Geschossen ihre Waren darboten, gibt es ebenso Beispiele wie für originäre Neubauten als Warenhäuser. Für letztere Kategorie ist ein eindruckliches Beispiel das in Jugendstilformen turmartig über die Kaiserstraße in Lahr emporragende Wohn- und Geschäftshaus mit zweigeschossigem Warenhausteil, das 1907 von Felix Tilk und Helrich Elgott errichtet wurde.

Die Zeit um 1900 war auch die Zeit der Jugendbewegung und der Naturfreunde, der Erkenntnis, dass man aus der ungesunden Umgebung der Stadt hinauswandern müsse in die Natur, um

dort Gesundheit und neue Kraft zu schöpfen. Entsprechend blühten in dieser Zeit Einrichtungen wie der Schwarzwaldverein ganz besonders. Mit Jugendbewegung und Wandern in der Natur verband sich nicht selten auch die Heimatliebe und die Begeisterung für den Reichsgründer Bismarck. Diese Gedanken liegen der hochherzigen Stiftung zu Grunde, die „Fabrikdirektor“ Nauwerk in Oberachern und Vorsitzender des badi-schen Schwarzwaldvereins 1910 für die Errichtung eines der Aussicht dienenden Turmes (Bismarckturm) auf der Hornisgrinde als dem höchsten Punkt des nördlichen Schwarzwaldes machte. Mit der Planung dieses Turmes beauftragte er den Karlsruher Architekten Hermann Walder (1847–1921). Hermann Walder, der in Karlsruhe die Brauerei Monninger und andere Brauereien in Baden errichtet hatte, galt nicht nur als Spezialist für Brauereien, sondern auch für den Industrie-

8 Lahr, ehemalige
Reichsbank.





bau. Dies mag ihn mit Fabrikdirektor Nauwerk verbunden und bei der Beauftragung mit diesem Turmbau durch den Industriellen eine Rolle gespielt haben. Der 1910 errichtete Bismarckturm ist bis heute erhalten, bis vor kurzem diente er militärischen Zwecken.

Die Jahre vor dem 1. Weltkrieg

Ebenfalls in die Vorkriegszeit vor 1914 zurück geht die prächtige Villa Thiele beim Bahnhof in Ottenhöfen (im Auftrag des Steinbruchbesitzers Ernst Thiele von Adolf Graf, Achern, erbaut 1909/10), ein repräsentativer Bau des Jugendstils, in dem durch reiche Verwendung von Holz an Giebeln, Lauben usw. ein stark heimatbezogenes Element deutlich wird. Der repräsentative Villenbau ist seit kurzem Haus des Gastes dieses Kurortes.

1910 entstand in Lahr das Lehrerseminar (jetzt Aufbaugymnasium), erbaut 1910 durch Otto Warth (1845–1918). Otto Warth, der als Erbauer der neuen Universität in Straßburg 1879–84 großes Ansehen genoss, zeigt hier seine erstaunliche Wandlungsfähigkeit. Im Vergleich zum reinen Neurenaissancebau in Straßburg wirkt hier, rund 30 Jahre später, dieser gewaltige Bau ausgesprochen modern, als großer Bau des Jugendstils mit neoklassizistischen Elementen, also jener Synthese, wie sie für die Zeit unmittelbar vor dem 1. Weltkrieg charakteristisch ist.

Von ähnlich großer Allüre ist der Neubau des Reichs-Waisenhauses in Lahr, das nach bedeutender Stiftung von Theodor Thaefer (1823–1906) 1913 durch Carl Meurer begonnen, bei

Kriegsausbruch 1914 noch nicht bezugsfertig war. Theodor Thaefer sagte von sich selbst, er wolle, da ihm das Glück der Familie nicht vergönnt sei, für die Unterbringung und Erziehung von Waisenkindern stiften. In diesem glanzvollen Bau der ersten Phase des Neoklassizismus zeigt Carl Meurer seine enorme Wandlungsfähigkeit vom Historismus über den Jugendstil bis zum Neoklassizismus. Im großzügigen Vestibül des für Mädchen gedachten Neubaus des als solchen älteren Reichs-Waisenhauses erkennt man an den bereits expressionistischen Formen der Pfeiler, dass es erst nach dem 1. Weltkrieg vollendet wurde.

Den für die unmittelbare Vorkriegszeit typischen Übergang vom Jugendstil zum Neoklassizismus vertritt auch die 1910–1912 von Heinrich Heller (1880–1949) entworfene großbürgerliche Wohnhausgruppe Hildastraße 57, 57 a und Hindenburgstraße 2 in der Offenburger Oststadt.

Das 1914 erbaute Schiller-Gymnasium in Offenburg verdeutlicht in eindrücklicher Weise die Zeit um 1914, auch hier im Übergang vom Jugendstil zum Neoklassizismus. Für das neue Schulgebäude an der Zeller Straße in unmittelbarer Nähe des Schillerplatzes wurde 1911 ein „Wettbewerb unter im Großherzogtum wohnhaften Architekten ausgeschrieben und als Preise für die drei besten Entwürfe die Summe von Mk 3000.– zur Verfügung gestellt“. Als Sieger aus dem Wettbewerb gingen hervor die Architekten Scherzinger & Härke und R. Kasteleiner in Baden-Baden. Die Ausführung übernahm das städtische Hochbauamt Offenburg. Der 1913 begonnene Bau wurde 1915 eingeweiht, bereits im Kriege. Der mit mo-



dernsten Mitteln errichtete Schulbau erhielt gleichzeitig einen Trakt, der eine „Dienerwohnung“ und eine überaus charakteristische, in ihrer Ausstattung voll erhaltene Jugendstil-Turn- und-Festhalle für 700 Personen enthält. Am Bau des Schiller-Gymnasiums in Offenburg verbindet sich großer Aufwand und ausgesprochene Modernität mit einer unverhohlenen Geste der Drohung, indem im Giebel des aus mächtigen, bossierten Steinblöcken bestehenden Portals die Inschrift sagt: „Wissen ist Macht“.

Wie aus heiterem Himmel schlugen am 1. August 1914 mit Tod und Verderben die Blitze des Krieges, nach denen nichts mehr so war wie vorher, vor allem nicht im Bauwesen.

Literatur

Baden. Land-Staat-Volk. 1806–1807. Hrsg. vom Generallandesarchiv Karlsruhe. Karlsruhe 1980.
 Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart 1979.
 Horst Dittrich/Lothar Mund: Plätze, Straßen, Häuser. Stadt Offenburg. Die Bauten der Jahrhundertwende am Beispiel der Oststadt. Offenburg 1983.
 Michael Friedmann: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Rundgang. Offenburg 1979.
 Gerhard Gamber u. a.: Daheim im Ortenaukreis. Konstanz 1990.
 Otto Kähni/Franz Huber: Offenburg. Aus der Geschichte einer Reichsstadt. Offenburger Köpfe, Offenburger Gestalten. Offenburg 1951.
 Hubert Kewitz: Der Weinbrenner Schüler Johann (Hans) Voss. In : Geroldsecker Land. Heft 16, 1974, S. 89–103.
 Heinz Kneile: Bürgerliche Wohnarchitektur in Städten des Großherzogtums Baden. Freiburg 1976.
 Lahr um 1900. Bauten und Baumeister. Hrsg. vom Kulturkreis Lahr e.V. 2 Bde. Lahr 1997–91.
 Geschichte der Stadt Lahr. Hrsg. von der Stadt Lahr. 3 Bde. Lahr 1989.
 Gerhard Lötsch: Christian Roller und Ernst Fink. Die Anfänge von Illenau. Achern 1996.



11 Offenburg,
Schiller-Gymnasium.

Offenburg. Schiller Saal. Festschrift zur Sanierung in den Jahren 1990/91. Offenburg 1991.
 Franz Vollmer: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle. Ortenberg 1976.
 Franz X. Vollmer: Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus dem Zentrum der badischen Revolution. Karlsruhe 1997.
 Arnold Weller: Sozialgeschichte Südwestdeutschlands. Stuttgart 1979.
 Hans Jakob Wörner: Zum Kirchenbau des 19. Jahrhunderts im Ortenaukreis. In : Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Bernd Mathias Kremer. Lindenberg 1996.

Dr. Hans Jakob Wörner
 LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
 Sternwaldstraße 14
 79 102 Freiburg/ Breisgau



Wirtschaftsfaktor Denkmal

Die Umnutzung militärischer Anlagen

Die Umnutzung, Konversion, von großen Industriebrachen und Kasernenanlagen bildet zurzeit eine große Herausforderung für die Denkmalpflege. Welche finanziellen Dimensionen in diesem Zusammenhang aktuell erbracht werden, soll beispielhaft eine Übersicht über die Objekte eines Investors, um den sich weitere Partner gruppieren, verdeutlichen.

Friedrich Jacobs

Nach dem Abrücken der alliierten Streitkräfte und durch die Reduzierung der Bundeswehr wurden in den vergangenen Jahren nach und nach Kasernenbauten frei. Die früher verschlossenen Areale wurden zugänglich. Diese vom Volumen her riesigen Objekte beinhalten siedlungsstrukturelle Probleme, städtebauliche Chancen für die Kommunen, fordern Investitionsentscheidungen, unternehmerische Risiken für die Wirtschaft und die Erarbeitung denkmalpflegerischer Konzepte. Die Herausforderung für den Denkmalpfleger besteht darin, sowohl die ehemalige Funktion ablesbar zu erhalten, den Dokumentationswert für Militärgeschichte, Baugeschichte und Infrastruktur zu erhalten, aber auch eine Umnutzung unternehmerisch sinnvoll und Gewinn versprechend erscheinen zu lassen.

Die initiale Rolle des Landesdenkmalamtes bei der Umnutzung des Lazarettes in Donaueschingen zu 83 Wohnungen wurde in der Situationsbeschreibung des ersten Bauabschnittes bereits geschildert. Die Donaueschinger Erfahrungen des Investors aus Balingen führten seit 1998 sowohl zur erfolgreichen Fertigstellung des Lazarettes im zweiten Bauabschnitt wie zu weiteren Aktivitäten in Baden-Württemberg. Es folgten der Flieger-

horst in Ostfildern-Nellingen (südlicher Bereich der „Nellingen Barracks“), der im August 1999 fertig gestellt wurde, mit 49 Wohnungen im historischen Bereich, und die Becelaere-Kaserne (1914/15 errichtet) in Esslingen mit 86 Wohn- und Gewerbeeinheiten (Fertigstellung für das Jahr 2000 geplant).

Das „Quartier Vauban“ in Breisach

Jüngstes Beispiel: das „Quartier Vauban“ in Breisach. Breisach war von 1893 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges Garnisonsstadt. Seit 1897 war diese Artilleriekaserne geplant. Das Casino kam um 1900 dazu. Im Oktober 1903 bezog ein Fuß-Artillerie-Regiment die Kaserne, es folgten noch einzelne Gebäude; 1918 wurde die Garnison aufgelöst. Die Gebäude wurden ab 1945 von den französischen Streitkräften genutzt. Daher rührt ihr Name „Quartier Vauban“. Diese gut erhaltene Militäranlage ist ein anschauliches Beispiel wilhelminischer Militärarchitektur und europäischer Militärgeschichte.

1999 hat nach langen und auch zähen Bemühungen der Stadt Breisach und des Bundes zur Umnutzung der Kaserne in Breisach das Landesdenk-



1 Donaueschingen, Luftbild vom Lazarett, 1935/36 errichtet. Foto: Sammlung Höhle, Donaueschingen.



2 Ostfildern-Nellingen, Fliegerhorst, „Nellingen Barracks“, ab 1937 errichtet. Zustand 1998. Foto: DOMO GmbH, Balingen.

malamt den Kontakt zwischen dem oben genannten Investor und dem Bund hergestellt. Das Konzept, das sich bereits in Donaueschingen bewährt hatte, wurde auf Breisacher Verhältnisse zugeschnitten, traf die Bedürfnisse und das Verständnis der Kommune. Die Öffentlichkeit konnte sich an einem Tag der offenen Tür im Frühjahr 2000 ein Bild von den Planungen machen. Die Gemeinde griff zu, akzeptierte. Das in der Planung umgesetzte denkmalpflegerische Konzept gewährleistet die Erlebbarkeit der alten Kaserne von der Stadtseite her und die Ablesbarkeit der historischen Nutzung im Kasernenhof. Daraus ergibt sich einerseits die Sanierung der Straßenfassaden der Kasernengebäude und andererseits die Möglichkeit, zum ehemaligen Kasernenhof hin auch Balkone und Grünflächen sowie Parkmög-

lichkeiten zu schaffen. Damit gelingt es, das Kasernement von außen unangetastet zu lassen, gestiegenen Lebens- und Wohnbedürfnissen aber durch Ergänzungen zum Inneren des Komplexes hin Rechnung zu tragen.

So wurden seit Dezember 1997 von einem mittelständischen Unternehmer mit unterschiedlichen Partnern und wechselnden Architekten folgende Daten bewältigt (vgl. Tabelle).

Das Beispiel eines einzelnen „Kunden“ des Landesdenkmalamtes, der sich bewusst für unternehmerische Tätigkeit im denkmalgeschützten Immobilienbereich entschieden hat, widerlegt eindrücklich das Vorurteil, Denkmalpflege hemme wirtschaftliche Aktivitäten. Steuerliche Vorteile für die sinnvolle Nutzung von Kulturdenkmälern sind wesentlicher Bestandteil bei der Kal-

Objekt	Grundstück in ha	Wohn- und Gewerbe- einheiten	Gesamte Wohnnutz- fläche in m ²	Investition in Mio. DM	Bauzeiten
Donaueschingen, ehem. Flieger- lazarett	4,1	83	9.100	24	1997–2000
Ostfildern-Nellingen, ehem. Fliegerhorst (südl. Teil der Nellingen Barracks)	3,5	49 (im Altbau)	10.500	52	1998–1999
Esslingen, Becelaere-Kaserne	2,3	86	10.900	57	1998–2000
Breisach, Quartier Vauban	2,0	85	ca. 9 200	ca. 33	1999 begonnen 2001 fertig
	11,9	303	39.700	166	

Quelle: DOMO GmbH, Balingen.

3 Esslingen, Becelaere-Kaserne (1914/15 errichtet), historisches Luftbild. Foto: Stadtarchiv Esslingen.



4 Breisach, Luftbild des Quartier Vauban (1897ff. errichtet). Foto: Stadt Breisach.

5 Breisach, Quartier Vauban, Ansicht Hohenzollernstraße.



kulation der Objekte, wo im Verhältnis zur Gesamtbausumme minimale Zuschüsse fließen. Allein dieses Beispiel – 303 geplante bzw. realisierte Wohneinheiten bei einem Investitionsvolumen von 166 Millionen DM – spricht deutliche Worte zum Thema „Denkmal“ als Wirtschaftsfaktor. Der reale Bezug der vom Präsidenten des Landesdenkmalamtes, Prof. Dr. Dieter Planck, geäußerten Genugtuung über die Erhaltung der Steuervorteile lässt sich in solchen Erfolgswerten fixieren. Neben dem wirtschaftlichen Schub sei auf die soziale Komponente hingewiesen. Die zahlreichen neu geschaffenen oder erhaltenen Arbeitsplätze, die zum Teil sozial verträglichen Erwerbsmöglichkeiten von Teileigentum für breite und spezielle Bevölkerungsschichten, die Abrundung der Stadtentwicklung durch diese besondere urbane Erscheinung ehemaliger Garnisonsstädte, die kleinen gewerblichen, dabei wohnverträglichen Ansiedlungen, die zum Teil aus denkmalpflegerischen Gründen familienfreundlichen Grundrisse etc. sind vielleicht Nebenprodukte, aber nennenswerte Faktoren.

Literatur

Denkmalpflege in Baden-Württemberg 28,2, 1999, 108; 28,4,1999, 1; 29,1,2000,2.

Dr. Friedrich Jacobs

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg / Breisgau.

Darf Denkmalpflege schöpferisch sein? Gaupenvariationen als Beitrag zur Diskussion

Als Folge der wohl begründeten städtebaulichen Verdichtung im Bestand anstelle eines weiteren, insbesondere aus ökologischen Gründen unverantwortbaren Landverbrauchs sind die Nutzungsinteressen an den Dachlandschaften unserer Städte seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts stetig gewachsen.

Frank T. Leusch

Gefördert wurde diese Entwicklung durch nicht unerhebliche steuerliche Vergünstigungen. Im Zuge dieser Umorientierung spielten und spielen heute verstärkt die Dächer von Kulturdenkmälern der Altstädte und der Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts sowie von Gebäuden in Gesamtanlagen auf Grund ihrer wohnungswirtschaftlich attraktiven Lage eine besondere Rolle. Diese besondere Rolle kann mit einem erhöhten wirtschaftlichen Druck, gesteigertem Anspruch an Exklusivität und Wohnqualität charakterisiert werden. Eine unübersehbare Fülle von Publikationen in einschlägigen „Wohnwelt“-Zeitschriften unterstützen die Erwartungshaltung an die Nutzungsmöglichkeiten von Dachräumen. Die Refugien des Dienstpersonals einer vergangenen Epoche sind für das „anspruchsvolle Wohnen“ entdeckt worden.

Selbstverständlich gab es und wird es weiter Dachstühle geben, die wegen der handwerksgeschichtlichen Bedeutung ihrer Konstruktion und ihres wissenschaftlichen Erkenntniswertes wegen für einen Ausbau nicht zur Verfügung stehen können, und dies meist mit erstaunlicher gesellschaftlicher Akzeptanz. Den anfänglichen und verständlichen Bemühungen der Denkmalpflege, diese Entwicklung gleichsam unsichtbar zu machen, standen Bauvorschriften wie etwa eine Mindestbelichtungsfläche und die vorgegebene Größe von Rettungswegen entgegen. Wie aber kann eine neue, historisch nicht vorgegebene Nutzung eines Dachraumes hinsichtlich der Belichtung, der Rettungsmöglichkeit und einer „gehobenen“ Lebensqualität gestaltet werden, ohne das Erscheinungsbild eines Kulturdenkmals zu beeinträchtigen oder gar zu entstellen?



1 Konstanz, Franz-Liszt-Straße. Die Fledermausgaupen bieten nicht nur eine gute Belichtung des in Nutzung genommenen Walms, sondern geben den Blick frei auf den See.



2 Konstanz, Luzien-
gang. Das „Schweizer
Landhaus“ besitzt nun
im Dachgeschoss aus-
reichend Stehhöhe und
genügend Fensterfläche.

Die Möglichkeiten hierzu können keinesfalls generalisiert werden, die denkmalwerten Hausindividuen beantworten diese Frage aus sich selbst heraus. Eine Leitschnur zum Erkennen des Möglichen findet die Denkmalpflege – wie sollte es auch anders sein – in ihrer Geschichte und ihren theoretischen Grundlagen. In „Die Grundsätze der modernen Denkmalpflege“ formuliert Konrad Lange im Jahre 1906: „Wo aber einmal ergänzt werden muss, da tue man es, ohne durch Stillechtheit täuschen zu wollen. Jedes restaurierte Stück soll auch ohne Jahreszahl und Inschrift dem Beschauer sagen: Dort ist das Alte, hier das Neue. Die Alten haben aus dem Geist ihrer Zeit heraus geschaffen, wir schaffen aus dem Geist unserer Zeit heraus. Aber wir wollen

die Alten nicht übertrumpfen.“ Darüber hinaus stecken Gerichtsurteile zu diesem Thema den Argumentationsrahmen der Denkmalpflege ab. So stellte das Bundesverwaltungsgericht unlängst fest, dass sich Dachgauben nur dann „harmonisch in die Gesamtarchitektur des Gebäudes einfügen, wenn sie durch das Merkmal der Unterordnung gekennzeichnet sind.“ (Az: 4 B 75.99).

In dem Bemühen der Architektenschaft, in den beschriebenen Dachräumen Wohnungen mit hoher Wohnqualität zu schaffen, ist die Gefahr groß, wie die Erfahrungen zeigen, die Alten übertrumpfen zu wollen. Nicht jedes Denkmal erträgt jede in den Bauzeitschriften vorgestellte Lösung; diese Erkenntnis zu vermitteln, ist eine der zeitintensivsten Tätigkeiten städtischer Denkmalpflege. Es wird erwartet, die Architektursprache des Denkmals zu erläutern und dabei Wege einer möglichen „Weiterentwicklung“ aufzuzeigen, mit dem Ziel, „die Alten nicht zu übertrumpfen“ und die ablesbare neue Dachnutzung nicht als Fremdkörper erscheinen zu lassen. Eine solche Lösung wird aber stets als „Kind“ ihrer Zeit zu identifizieren sein. Eine Reihe von Beispielen aus Konstanz und Freiburg sollen diese Bemühungen veranschaulichen.

Die Villa Lucia in Konstanz (Franz-Liszt-Straße), ein hervorragendes Beispiel einer neubarocken Villa mit einer äußerst qualitätvollen Innenausstattung und einem großen gewalmten Mansarddach war bereits in der Erbauungszeit im ersten Dachgeschoss für Dienstbotenunterkünfte ausgebaut worden. Bei einem Besitzerwechsel

3 Das ehemalige Lagerhaus am Konstanzer Hafen ist auch nach seiner Umnutzung als Lagerhaus erkennbar. Die Reitergaube erlaubt ohne Substanzverlust eine großzügige Nutzung des Dachgeschosses.



bot sich der große Walm in besonderer Weise zum Ausbau an. Neben dem aktuellen Platzbedarf verriet ein Blick durch ein Dachfenster, dass von hier aus ein großartiger Seeblick vorhanden ist. Die zunächst eingeplanten Negativgaupen oder Dachausschnitte auf allen vier Seiten konnten durch eine Art Fledermausgaupen auf Anregung des Landesdenkmalamtes hin ersetzt werden, wobei die südliche Gaupe als Loggia genutzt werden kann. Zur Erprobung der möglichen Größe dieser Gaupen wurden Lattengerüste ausgesteckt. Heute erscheinen diese Gaupen ganz selbstverständlich als Bestandteil der Architektur des Hauses (Abb. 1).

Weiter unten am Seeufer, in zweiter Reihe, befindet sich ein relativ kleiner, eingeschossiger Satteldachbau über einem hohen Kellergeschoss (Luziengang). Das flachgeneigte Satteldach weist beidseitig zur Unterbringung untergeordneter Schlafräume Zwerchhäuser auf. Nur in diesen Bereichen war eine ausreichende Stehhöhe vorhanden. Ebenfalls im Zuge eines Besitzerwechsels sollte eine notwendige Sanierung durchgeführt werden. Zur Amortisation des Grundstückswertes war eine Nutzungserweiterung einkalkuliert worden. Diese sollte zunächst in Gestalt einer vollständigen Dachanhebung erfolgen. Auf der Suche nach Alternativen für eine Erweiterung der im Dach nutzbaren Fläche wurde von Seiten der Denkmalpflege angeregt, die Zwerchhäuser beidseitig durch anschließende SchlepPGAupen zu erweitern. Diese Anregung wurde dankbar angenommen, und heute zeigt sich das Gebäude scheinbar unverändert (Abb. 2).



Das Problem der Nutzung und Belichtung von flachgeneigten Satteldächern mit geringem Kniestock tat sich auch bei der Sanierung und Umnutzung der Hafenhalle am Seebahnhof in Konstanz auf. Die Bemühungen, die Nutzbarmachung mit einzelnen SchlepPGAupen oder Dachflächenverglasungen zu erzielen, waren sämtlich formal unbefriedigend und würden zu einer Entstellung des Gebäudes geführt haben. Erst der Gedanke, eine im Industriebau des 19. Jahrhunderts häufig anzutreffende dachflächenparallele Reitergaupe zu errichten, löste die formalen Probleme und ermöglichte zudem, den alten Lagerhausdachstuhl völlig unangetastet zu belassen. Diese Gaupenform überzeugte den Architekten derart, dass auch für die nicht unter Denkmal-

4 Freiburg, Günterstalstraße. Bald wird wohl auch der Nachbar das 2. Dachgeschoss ausbauen wollen – eine Gelegenheit, die Haus-symmetrie wieder zu gewinnen.



5 Sind die Gaupen wirklich neu? (Freiburg, Zäsiusstraße).

6 Das Haus ist kein Kulturdenkmal, es bereichert die Gesamtanlage Freiburg an wichtiger Stelle in der Grünwälderstraße mit einem „Farbtupfer“.

schutz stehende Lagerhalle die gleiche, in der Öffentlichkeit als „intelligent“ charakterisierte Gaupenform verwendet wurde (Abb. 3).

Im Freiburger Stadtteil Wiehre, einem überaus beliebten Wohnquartier, ist die Inanspruchnahme der ersten und zweiten Dachgeschosse weitgehend abgeschlossen; geglückte und misstratene neue Gaupen können nebeneinander betrachtet werden. Selten allerdings erscheinen sie so selbstverständlich wie bei einem Haus der 20er Jahre in der Günterstalstraße (Abb. 4). Besonderer Anstrengungen hinsichtlich des Erfindens zustimmungsfähiger Lösungen bedarf es, wenn straßenseitig der Einbau von Dachbalkonen gefordert wird und so genannte Negativgaupen nicht in Betracht kommen können. Ein Beispiel aus der Zasiusstraße zeigt, dass diese Aufgabe vereinzelt auch mit „Anstand“ gelöst werden kann (Abb. 5).

Neben der Methode der gleichsam sanften „Weiterentwicklung“, ein Weg, der, wie wir gesehen haben, schwierig genug ist, gelingt vereinzelt auch die selbstbewusste Konfrontation von Alt und Neu. Das Beispiel aus der Grünwälderstraße in der Freiburger Altstadt (Abb. 6) zeigt aber auch deutlich, dass eine Reihe von Voraussetzungen für eine solche „dekonstruktivistische“ Dachraumbelichtung gegeben sein müssen: Ein historischer Dachstuhl mit Denkmalwert schließt eine solche Lösung aus denkmalpflegerischer Sicht aus. Auch ein geschlossenes bauliches Ensemble würde durch solch eine Gaupenvariation Schaden nehmen. Interessant ist das Mienenspiel ortsfremder Passanten zu beobachten, nicht Zornes-

falteln, sondern heiteres Schmunzeln sind die Regel.

Wie wir wissen, wurde im 19. Jahrhundert die Kunst des „Einfühlens“ als eine der Grundlagen der Denkmalpflege angesehen, eine Position, die in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts und in der Zeit des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen des 2. Weltkrieges weiter vertreten wurde. Sie ist ganz offensichtlich auch heute noch gefragt, wenn es gilt, aus einer ästhetischen Bewertung des Kulturdenkmals heraus, gestalterisch begründete, also „schöpferische“ Lösungen zu finden. Nur, dies gilt es zu betonen, steht heute die Erhaltung und Pflege der historischen Bausubstanz selbst im Zentrum denkmalpflegerischen Handelns. Das „Schöpferische“ ist heute im Wesentlichen eine Marginalie, die aber zum Leidwesen der Konservatoren im Vollzug des Denkmalschutzgesetzes einen breiten Raum einnimmt.

Literatur

S. Fleischner, „Schöpferische Denkmalpflege“, Kulturideologie des Nationalsozialismus und Positionen der Denkmalpflege, Beiträge zur Denkmalpflege und Bauforschung (Münster 1999).

Dr. Frank T. Leusch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79 102 Freiburg/ Breisgau

Erhaltung auf Umwegen oder die Reprivatisierung einer Heimatstube

Eine der interessantesten Hauslandschaften im Südwesten ist die zwischen Schwarzwald und Alb. Für die Architekturgeschichte bzw. die Hausforschung landwirtschaftlicher Anwesen ist hier der Überschneidungsbereich von drei ausgeprägten Hausformen von Bedeutung: dem Schwarzwaldhaus im Westen, dem sog. quergeteilten Einhaus im Osten und dem Baaremer Haus im Süden.

Bernhard Laule

Diese Hausformen treten in der Überlappungszone auf der Baar in ihrer eigenständigen Form auf, und daneben wird auch ihr gegenseitiger Einfluss in Mischformen augenscheinlich. Eine Nahtstelle stellt das Eschachtal mit einer größeren Anzahl äußerst stattlicher Bauernhäuser dar. Diese eindrucksvollen gebauten Geschichtszeugnisse zu erhalten, ist ein wichtiges Ziel, das auf Grund der starken Veränderung in der Landwirtschaft und der oft großen Bauvolumina aber immer schwieriger wird. Das landwirtschaftliche Anwesen mit Kellerhaus „Im Winkel 7“ in Zimmern ob Rottweil-Flözlingen (Abb. 1) wurde als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung am 17. März 1986 in das Denkmalsbuch eingetragen. Es ist damit eines der unverzichtbaren Baudokumente dieser Gegend.

Wohl unmittelbar nach dem verheerenden Ortsbrand von 1778 entstand im ausgehenden 18.

Jahrhundert das große landwirtschaftliche Anwesen, ein zweigeschossiger Fachwerkbau mit der für das „quergeteilte Einhaus“ charakteristischen Baustruktur aus Wohnteil, Stall, Scheuer, zweitem Stall und Schopf. Seine besondere Bedeutung resultiert aus der für den Bautyp beispielhaften Grund- und Aufrisskonzeption, dem qualitativollen konstruktiven Gefüge, dem gestalteten Außenbau mit Zierfachwerk, verzierten Fensterleibungen und gefassten Läden sowie dem reichen historischen Innenausbau u.a. mit zwei getäfelten Stuben mit Kassettendecken. Mit seinen Modifikationen aus dem 19. Jahrhundert ist das Anwesen fast unverändert erhalten geblieben. Von den Nebengebäuden sind das Kellerhaus, unterirdisch die Brunneneinfassung und der Fundamentbereich des Back-, Wasch- und Brennhauses erhalten geblieben. Das Backhaus ist als Ersatz für den im 19. Jahrhundert entfer-



1 Zimmern ob Rottweil-Flözlingen. Bauernhaus „Im Winkel“. Straßenfassade, Zustand 1984.

ten, „rucksackartig“ aufgeständerten Backofen im 1. Obergeschoss an der Giebelseite vor der Küche entstanden.

Die besondere Bedeutung des Hauses ist in den 1970er Jahren auch von der Gemeinde und der Bevölkerung erkannt worden. Ausgelöst durch die Veränderungen in der Landwirtschaft wurden – dem allgemeinen Trend folgend – landwirtschaftliche Geräte, Werkzeuge, Mobiliar und Hausrat gesammelt, um diese einer musealen Nutzung zuzuführen. Den entsprechenden Rahmen hatte man in dem Gebäude „Im Winkel 7“ in Flözlingen gefunden (Abb. 2). 1978 erwarb dann die Gemeinde das Bauernhaus, um darin die Heimatstube einzurichten. Hierfür wurden Ende der 80er Jahre Sicherungsarbeiten am Dach und am Außenbau durchgeführt.

1995 nahm die Gemeinde jedoch wieder Abstand vom Museumskonzept und veräußerte das Anwesen an die heutige Besitzerfamilie. Damit gibt es eine Heimatstube weniger. Stellt man dies nur als Scheitern eines Projektes dar, tut man der Sache sicher unrecht. Denn Ziel war es auch, ein historisches Gebäude vor Veränderungen oder gar dem Abbruch zu bewahren und es weitgehend in seiner Originalsubstanz zu erhalten – und dieses Ziel wurde erreicht. Hätte die Gemeinde das Haus in einer Zeit von gravierenden Veränderungen im ländlichen Raum nicht 17 Jahre lang „eingemottet“ und gesichert, seine Existenz in dieser Form wäre heute mehr als fraglich. Auch

der Verkauf an eine denkmalbewusste Bauherrenfamilie zeigt Verantwortlichkeit im Umgang mit gebauten Geschichtszeugnissen. Einmottungen und/oder befristete, einfache und denkmalverträgliche Nutzungen dienen der Erhaltung unserer Hauslandschaft und werden zu wenig praktiziert. Dies gilt auch für Rettungskäufe mit diesem Ziel.

Mit der „Reprivatisierung“ der Heimatstube 1995 bot sich die Möglichkeit, ein Konzept zu erarbeiten, das die Erhaltung des Hauses für längere Zeit sicher stellt. Auf der Grundlage einer Bestandsaufnahme mit Schadensanalyse, bauhistorischen Beobachtungen und restauratorischen Untersuchungen haben Bauherr und Architekt in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt ein ganz die denkmalpflegerischen Gesichtspunkte berücksichtigendes Instandsetzungs- und Nutzungskonzept erarbeitet.

In einem ersten Abschnitt war das stark gefährdete, freistehende Kellerhaus im Garten unter Beibehaltung der historischen Substanz einschließlich der Dachdeckung zu reparieren und wieder über eine Außentreppe zugänglich zu machen. Das statisch-konstruktive Gefüge des Hauptgebäudes war zu sichern und den Befunden entsprechend zu ergänzen. Dabei mussten z.B. Schäden im Fundamentbereich behoben und die jüngeren bautechnischen Fehlleistungen im Schwellenbereich des Wohnteils wieder rückgängig gemacht werden. Bis auf die Störungen der

2 Die „Heimatstube“ in Flözlingen, Zustand 1994.





rückwärtigen Fassade und Teile des Schwellenbereiches waren keine Ergänzungen der Zimmermannskonstruktion erforderlich. Die Dachdeckung wurde auch hier unverändert beibehalten. Mit den farblichen Fassungen, welche den Befunden entsprechen, fand die Außeninstandsetzung ihren Abschluss (Abb. 3).

Von entscheidender Bedeutung für die Erhaltung der historischen Grundrissaufteilung und des Innenausbaues in den beiden Wohnebenen sowie im Ökonomieteil war der Entschluss der neuen Besitzer, sich bei der Nutzung auf ein Einfamilienhaus mit Einliegerwohnung, Werkstatt und Lagerräumen zu beschränken, und nicht in der vagen Hoffnung, eine scheinbar höhere Wirtschaftlichkeit zu erzielen, das Gebäude zu überfrachten. Im Bestand waren also als neue Bestandteile ein Hauswirtschaftsraum, ein Raum für Heizung und Technik, ein kleines Duschbad, ein Gäste-WC, ein großes Bad und zwei Kinderzimmer, ferner die Werkstatt zu integrieren.

Bei diesem Bautyp hat es sich bewährt, Bereiche mit höherem technischen Aufwand und Räume mit größerem neuen Ausbauanteil in die Raumzone des ehemaligen Stalls im Erdgeschoss sowie der Kammern im Obergeschoss, also zwischen Flurbereichen und Scheuer, anzulegen. Dies erleichtert die Installationsführungen bedeutend, und die Eingriffe sind in dieser Zone unproblematischer, da der Instandsetzungsaufwand in dem ehemaligen Stallbereich in der Regel ohnehin höher anfällt. So wurden unter Beibehaltung

der Grundrisse durch zusätzlich eingestellte Wände im Erdgeschoss das Gäste-WC und über dem Technikraum und dem zur Gartenseite liegenden Hauswirtschaftsraum das neue große Bad abgetrennt. Das Duschbad der Einliegerwohnung konnte in einem früher schon separierten Bereich der Erdgeschossküche eingebracht werden. So wurden die übrigen Räumlichkeiten des ursprünglichen Wohnteils unverändert erhalten und entsprechend ihrer angestammten Konzeption in Stand gesetzt bzw. restauriert und genutzt (Abb. 4 u. 5). Die Kinderzimmer sind in den beiden Räumen auf der Giebelseite im 1. Dachgeschoss über dem Wohnteil vorgesehen. Für die Werkstatt in der Scheuer und die Lagerbereiche im restlichen Ökonomieteil waren keine baulichen Veränderungen erforderlich.

Den Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten gingen, wie oben erwähnt, eine restauratorische Untersuchung und Dokumentation des Bestandes voraus. Um weitere Informationen zum Anwesen zu gewinnen, hat der Besitzer durch einen Historiker das schriftliche Quellenmaterial sichten und auswerten lassen. Dies soll demnächst auch publiziert werden.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Haus und seiner Geschichte haben Architekt und Bauherrn bestärkt, den gesamten historischen Innenausbau einschließlich der Fenster und Vorfenster zu erhalten. Umfangreichstes Gewerk waren hier sicherlich die Schreinerarbeiten mit der Reparatur von Kassettendecken, Tüfelungen, Riemen-

3 Das reprivatisierte Anwesen, Zustand 1999.

4 Eckstube im ersten Obergeschoss, Zustand 1999.

5 Fensterdetail.

6 Flur im Erdgeschoss.

7 Bad im Obergeschoss.



böden, Einbauschränken, Fenstern und Türen, mit Schwerpunkt in den beiden übereinander liegenden Eckstuben. Die Bohlen und Fachwerk-wände und die Treppen bestimmen immer noch den Raumeindruck der beiden Flure, und in der Küche dominieren der große offene Rauch mit besteigbarem Kamin sowie der Sandsteinboden den Raum (Abb. 6). Beispielhaft sind aber auch die neuen Einbauten im Bestand integriert. So sind im Bad die modernen Einrichtungen wie selbstverständlich von den Umfassungswänden abgelöst und in der Raummitte konzentriert (Abb. 7). Gelungen ergänzen sich Neu und Alt, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen.

Durch eine auf das Denkmal abgestimmte, vorbildliche Planung des Architekten, qualifizierte Handwerkerleistungen und eine tatkräftige, sich mit dem historischen Bauwerk identifizierende Bauherrenfamilie konnte dieses besondere Geschichtszeugnis erhalten und zum täglichen Gebrauch reaktiviert werden. Eine museale Nutzung, wie sie zunächst vorgesehen war, ist eben oft nur die zweitbeste Lösung.

Dr. Bernhard Laule
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Piero della Francesca im Markgräfler Land Über den Umgang mit Wandmalerei

„Denkmalpflege ist zeitgebunden wie alle anderen Äußerungen der Kultur“

Dagmar Zimdars

Im Sommersemester 1978 wurde an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität eine denkmalpflegerische Übung zu aktuellen Restaurierungen im Regierungsbezirk Freiburg angeboten. Einen Themenschwerpunkt bildeten die Wandmalereien im Markgräfler Land.

Für mich als Kunstgeschichtsstudentin rückte das Arbeitsgebiet Denkmalpflege zum ersten Mal ins Blickfeld einer beruflichen Möglichkeit. Dass am kunsthistorischen Institut Übungen zur Denkmalpflege angeboten wurden, war damals noch neu und für das Selbstverständnis dieses Faches ungewöhnlich und nicht unumstritten. Bis heute sorgt der Außenstellenleiter des Landesdenkmalamtes, Prof. Wolfgang Stopfel, mit großem Engagement dafür, dass in Freiburg regelmäßig Veranstaltungen mit Themen zur Denkmalpflege stattfinden können. Das Ausbildungsziel, Kunsthistoriker wie auch Architekten früh und kontinuierlich so zu schulen, dass sie Veränderungen durch restauratorisch-denkmalpflegerische Eingriffe am Kunstwerk erkennen, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Wenn sich Kunstwissenschaftler, Restauratoren, Architekten und Denkmalpfleger mit Wandmalerei beschäftigen, ist auch heute nicht immer klar, dass sie über ein und den selben Gegenstand reden. 1998 hatte ich als Lehrbeauftragte selbst Gelegenheit, im kunsthistorischen Seminar über den denkmalpflegerischen Umgang mit historischen Wandoberflächen zu üben. Eine der ersten Fragen der Seminarteilnehmer lautete: Reden wir denn auch über

Piero della Francesca? Es war offenkundig, dass diese Frage primär einer unkritisch rezipierten Erfolgsgeschichte des populären Malers galt. Die Fresken Piero della Francescas in Arezzo als beklagenswerte Ruinen zu erkennen, war für die Studenten ein bitteres Ergebnis dieser Übung. Durch Nachfragen wurde deutlich, dass ihnen bislang jede Sensibilisierung fehlte, Pieros Fresken als Folge einer langen Restaurierungsgeschichte zu sehen. Dass die Spuren dieser Geschichte auch im nahen Markgräfler Land zu verfolgen sind, Italien insofern ganz nahe liegt, war ihnen bislang nicht vermittelt worden. Unbezweifelbar bedarf es doch großer Erfahrung und Übung, hinter den perfekten Hochglanzreproduktionen unserer Tage die Zerbrechlichkeit eines Originals wahrzunehmen.

Da die Geschichte der Restaurierung Teil der Geschichte der Denkmalpflege ist, ist sie auch ein Kapitel unserer Kulturgeschichte. Allerdings wurde über den kulturgeschichtlichen Hintergrund der Entdeckung und der unterschiedlichen Behandlung von Wandbildbeständen bisher noch nicht systematisch nachgedacht. Mein Beitrag ist ein kleiner Versuch in diese Richtung (Abb. 1).

Michaelskirche in Tüllingen, Stadt Lörrach

In den Ortsakten des Landesdenkmalamtes schlummern aufschlussreiche Briefwechsel und Berichte über die Entdeckung der Wandmale-



1 Fahrnau, St. Agathe.
Wandbilder an der Süd-
und Westwand über
der Empore.

reien im Markgräfler Land. Umfangreiches Material gibt es z. B. für die ev. Kirche in Tüllingen bei Lörrach. Eine Restauratorin schreibt am 25. 10. 1953 an das Staatliche Amt für Denkmalpflege und Heimatschutz, dass in dieser Kirche drei Malereien aus drei verschiedenen Zeiten gefunden wurden. Es heißt: „Dabei ist – zum Glück – just die älteste und wertvollste Schicht nach Farben und Grund am allerbesten, ... gerade in den Farben ganz erstaunlich gut erhalten. Wo diese Schicht vorhanden blieb, wird man unbedingt ihre Bilder hervorholen müssen ...“ Es folgen „Wiederherstellungsempfehlungen“, und die Kosten der Arbeiten werden ermittelt. Schließlich fügt sie an, dass „... sie vor allem von wirklicher Anteilnahme ... und von lebhafter Freude an der Durchführung der Arbeit getrieben ...“ wird. Wie in einem spannenden Tagebuch liest sich am 26. 10. 1953 die Notiz, die Restauratorin „... hat durch neues Kratzen an fast allen Wänden noch Fresken gefunden ...“, später wird berichtet „... es scheinen noch andere Leute zu kratzen ...“ Am 16. 2. 1954 wird der Zustand des Wandbildes der Manna-Lese im Chor beschrieben, er sei so gut, dass (nur) „... eine vollständige Freilegung, Entstaubung, eine gute Fixierung, ein paar kleine Putzergänzungen und schließlich ein paar schließende Retuschen ...“ nötig werden würden. Einige Zeit danach war, wohl auf Betreiben der Pfarrgemeinde, ein Teil der Wandmalerei unsachgemäß wieder zugetüncht worden. Die Restauratorin bemerkt zu diesem Vorgang: „... Eine Trennung von Tünche und Farbe wird jetzt sehr schwierig sein. Deswegen habe ich schon eine kleine Schleifmaschine (sic!) gekauft ...“ Am 30. 4. 1954 teilt Joseph Schlippe, Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, der Restauratorin mit, dass Freilegung und Fixierung jetzt beschlossen sei, und: „... Ich bitte darauf achten zu wollen, daß jeder Zustand fotografisch festgehalten wird.“ Schlippe verweist in diesem Brief auf seine denkmalpflegerische Tätigkeit im Elsass, bei der er fast ausschließlich Wandgemälde zu betreuen hatte. Auf Grund seiner dort gemachten Erfahrungen forderte er für die Tüllinger Bilder „originalgroße farbige Pausen“. Am 20. 5. 1954, kurz vor dem Ende der Arbeiten, schreibt die Restauratorin nochmals an Schlippe: „... Ob es sich gelohnt hat, das Sakramentshäuschen freizulegen, müssen Sie gleich selber sehen! Mir hat es fast den Atem verschlagen.“

Petruskirche in Blansingen, Kreis Lörrach

Ein Jahr später arbeitete nahezu das gleiche Team in der ev. Kirche in Blansingen, Kreis Lörrach (Abb. 2 u. 3). Zuständig waren wieder das Hochbauamt Schopfheim und das Staatliche Amt

für Denkmalpflege, Restaurator und Kunstmaler führten die Arbeiten aus, ein Kunsthistoriker stand als wissenschaftlicher Berater zur Seite. Die Wandmalereien waren seit 1925 bekannt, wurden aber auf Drängen der Kirchengemeinde zugetüncht. Dreißig Jahre später wünschte diese Gemeinde jedoch Aufdeckung und Restaurierung der Bilder, alle Verantwortlichen unterstützten dieses Anliegen. Im rückblickenden Restaurierungsbericht, der von der Denkmalpflege eingefordert wurde, heißt es einleitend: „... Alles, was die Zeit ... hinzugetragen und verändert hatte ...“, z. B. Orgel und Empore, „... musste fallen, bis die Kirche wieder „rein“ dastand, mit dem ursprünglichen Schmuck ihrer Wandmalerei.“ Der Bericht beginnt mit einer eindrucksvollen Aufzählung des für die Wiederaufdeckung nötigen Handwerkgerätes und der eingesetzten Materialien. Sie reicht von der bereits bekannten Schleifmaschine über eine kleine Blumengießkanne mit dünnem Ausgussrohr für die Injektion an größeren Hohlstellen bis zur Nennung des Fixierungsmittels; benutzt werden „Fluate“, da diese die Leuchtkraft der Farben erhöhen, Zellulosen, Kunstharze und Naturharze.

In dieser Zitatensübersicht klingt die Haltung der 1950er und 60er Jahre zum Umgang mit mittelalterlicher Wandmalerei in allen wichtigen Punkten an. Unter Aufdecken und Freilegen wurde das Suchen nach Motiven verstanden bzw. die Suche nach dem Original als der ersten Malerschicht (Fassung). Restaurator, Denkmalpfleger und Kunsthistoriker, nicht zu vergessen die Kirchengemeinde, waren Schatzsuchende, die zum Teil einen sehr persönlichen „Freilegungsethos“ vertraten. Im Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege 1956 äußerte sich der Denkmalpfleger Schlippe zum Ziel der Freilegungen in evangelischen Kirchen der 50er Jahre folgendermaßen: „Die Wiederherstellung erfolgt ... aus dem wiedererwachten Sinn für die religiöse Bedeutung und Sinnhaftigkeit solcher Kunstwerke ...“

Das Blansinger Beispiel illustriert allerdings auch eindrucksvoll, mit welchem Respekt und Ethos um das „Original“ gerungen wird, heißt es doch: „... Der unumstößliche Grundsatz bleibt, das Original auf jeden Fall retten zu wollen. Bei der Freilegung wird gewissenhaft um jedes Farbsplitterchen gekämpft ...“ Dazu gehört, dass „... die höchstmögliche Sauberkeit und Leuchtkraft der alten Farben gesucht ...“ wird. Guten Glaubens wurde bei der Fixierung darauf vertraut, dass „... ihre (der Farbe) Substanz von neuem widerstandsfähig wird gegen das neu an sie dringende Licht und die Luft und die Witterung – dass sie Frost und Feuchtigkeit standhalten kann über Generationen ...“ Aufschlussreich ist weiter die Hal-



2 Blansingen, ev. Petruskirche. Südwand. Petruspredigt vor der Restaurierung mit Putzergänzungen (1955).

3 Blansingen, ev. Petruskirche. Südwand, Petruspredigt nach der Restaurierung (1956).

tung hinsichtlich der Retusche, sie darf das Original nicht berühren, es darf nicht übermalt werden. Dann: „... Die Verstärkung des Originals in seiner Farbkraft muss bei der Fixierung gewonnen worden sein. Die Retuschen aber müssen in jedem Falle dem Original dienend unterstehen ... Dasselbe gilt bei den Rekonstruktionen ... In Blansingen ging es darum, die Gesamtwirkung zurückzugewinnen ...“ Und, zusammenfassend, alle Maßnahmen dienten „der Hebung des Originals“.

Für die Denkmalpfleger meiner Generation ist es faszinierend zu beobachten, dass in dieser Haltung weder ein Hauch von Zweifel gegenüber dem eigenen Handeln anklingt, noch die doch greifbaren Widersprüche zwischen Anspruch und Vorgehensweise gesehen werden konnten (Abb. 4). Was Steffi Roettgen 1996 treffend zur Konservierungspraxis italienischer Wandmalerei der Frührenaissance anmerkt, gilt auch für unsere Beispiele: „Das Paradoxon der Wahrnehmung von Kunstwerken besteht darin, dass sie losgelöst von den Bedingungen ihrer Entstehung physisch immer der Gegenwart angehören. Damit sind sie von der Wahrnehmung derjenigen abhängig, denen sie anvertraut oder ausgesetzt sind. Die Gegenwart hat immer die Verfügungsgewalt über die materiellen Hinterlassenschaften der Geschichte ... Die Wahrnehmung der Nachgeborenen ist demnach kein passiver und harmloser Vorgang, der am Kunstwerk abprallt.“

Die Freilegung geschah mit Schlag- und Kratzinstrumenten. Bei Kalk-Secco-Malerei – in dieser Technik sind fast alle Markgräfler Wandbilder

entstanden – führte das zumeist zur Schädigung der Bildsubstanz wie auch zur Zerstörung jüngerer Malerei- und Gestaltungsphasen. Diese Methode war abhängig von der zeitgeprägten Wertung originaler Substanz. Sie galt erst dann als original, wenn sie alt, also mittelalterlich war.

Der Erfolg einer Restaurierung wurde am gut lesbaren Bild gemessen. Der Kunsthistoriker Prof. W. Ueberwasser hält 1956 in der Badischen Heimat zum Thema Fehlstellen im Malereibestand der Blansinger Kirche fest: „... Außerdem war es auch kirchlich kaum erträglich, wenn einer Reihe von heiligen Gestalten ein paarmal just die Köpfe fehlten ...“ In diesem Sinne schreibt am 19. 7. 1955 der in Blansingen tätige Kunstmaler an die zuständigen Behörden: „Mit großer Freude dürfen wir Ihnen mitteilen, dass durch die endgültige Abdeckung und Fixierung die Petrusdarstellungen überraschend frisch in ihrer Ursprünglichkeit hervorgetreten sind. Die schöne, malerische Farbigkeit und die feine Zeichnung in Gesichtern und Händen wird bestimmt den etwas fragmenthaften Eindruck dieser Wand ganz aufwiegen.“ Kunsthistoriker waren es auch, die das Vorlagematerial, die Bildquellen für die Rekonstruktion bereitstellten. Das „lesbare“ Bild stellte der Restaurator meist mit viel Interpretation und Farbe her. Der Restaurator wurde zum Künstler, der „intuitiv“, zwar dienend, die Fehlstellen füllte. In Italien wird diese Art der Retusche bezeichnenderweise „restauro artistico“ genannt. Die Hochschätzung der Ganzheit verleitete wiederum Kunsthistoriker, übermalte Bildruinen als gut erhaltene Bilder zu betrachten und zu deuten – eine folgenreiche Fehleinschätzung.



4 Fahrnau im Juli 1998. Die Wandbilder der „Agathe“ bei einem Orts-termin.

Was mit den Wandbildern nach vollendeter Restaurierung geschah, kümmerte wenig (Abb. 5). Weder die Dauerhaftigkeit der angebrachten Retusche (Fixierung) interessierte, noch das Weiterbestehen des Originals im Kontext eines Bauwerkes (Bauphysik) war Ziel bzw. Gegenstand der restauratorischen Überlegungen. Immerhin wurden von der Denkmalpflege Grundelemente einer Dokumentation (Photo, Pause, Rapport) gefordert.

Wie deutlich wurde, gab es in diesen Jahren eine breite Übereinstimmung im Umgang mit der Wandmalerei zwischen Kirchengemeinde, Kunsthistoriker, Restaurator, Architekt und Denkmalpfleger. Das änderte sich erst und schlagartig, als in den 1980er Jahren die Wandbilder der Markgräfler Kirchen zu Sorgenkindern geworden waren. An den ungeschützten Oberflächen setzte nach den Freilegungen ein Schadensprozess ein, zu dem Salzbildungen, Versinterungen und Absprengungen gehörten. Es kam zu Trübungen, die gemeinsam mit den sich langsam verdichtenden Staubschichten, die einst frisch wirkenden Farboberflächen mit der Zeit blass erscheinen ließen. Die Fixierungen verursachten auch Oberflächenspannungen, es entstanden Schäden, die z. B. zum Abblättern der Farbpartikel führten. Durch den Einbau von Heizungen hatte sich zudem das Klima in diesen Kirchenräumen ungünstig verändert. Bilderwände drohten sich in Wände ohne Bilder zu verändern. Seit einigen Jahren werden die Markgräfler Wandmalereien einmal im Jahr von einer Restauratorin unter die Lupe genommen. Im Auftrag der zuständigen Hochbauverwaltung des Landes werden der Erhaltungszustand überprüft, Veränderungen kartiert und kleine Reparaturen bzw. Reinigungen vorgenommen. Es ist zu hoffen, dass in Zeiten knapper Kassen dieser wichtige Wartungsdienst weiter möglich sein wird. Für Blansingen und Fischeningen müssen in naher Zukunft umfassende und kos-

5 Fahrnau, St. Agathe. Der Stuckrestaurator bei den Abdeckungsarbeiten an der Südwand: Ein Glasvlies deckt die bemalten Partien bereits zu. Darüber liegt verzinktes Streckmetall, angeheftet mit in Fehlstellen verankerten Dübeln.

tenintensive Sicherungsmaßnahmen eingeplant werden.

Mit den 80er Jahren änderte sich das Bewusstsein, ein Umdenken der Machbarkeit setzte ein. Die Aufmerksamkeit der Denkmalpfleger und Restauratoren richtete sich nicht mehr nur auf einen Urzustand, die Geschichte aller Schichten hatte Zeugniswert bekommen. Statt Freilegen, Retuschieren, Rekonstruieren rückten Forderungen nach Konservieren und Dokumentieren, und zwar aller Schichten, in den Vordergrund.

Agathenkirche in Fahrnau, Stadt Schopfheim, Kreis Lörrach

Am Beispiel der Zufallsfunde in der Fahrnauer Agathenkirche soll erläutert werden, wie am Ende des Jahrtausends die Verantwortlichen mit dem Problem der historischen Wandoberflächen umgehen (Abb. 6 u. 7). Für alle unerwartet kamen beim Herausnehmen hölzerner Emporenstufen am 24. 6. 1998 in der Südwestecke des Kirchenraumes Wandmalereien des Mittelalters zum Vorschein. Zwei Fragmente, jeweils eines auf der Süd- und eines auf der Westwand. Die Unterkante der Malerei verdecken die Dielen des Emporenbodens (18. Jh.), den oberen Abschluss jüngere Putze und Tüncheüberzüge. Durch umsichtiges Handeln wurden die Wandbilder rechtzeitig notgesichert.

Die obere Begrenzung der Süd- und Westwand schmückt ein aus Blumen und Blättern gestalteter Fries, darunter biblische Szenen. Die Darstellung setzt sich unter der Empore fort, sie wird wiederum durch einen Fries abgeschlossen. Ein rautenförmiges Ornament füllt vermutlich den ganzen Sockelbereich.

Das Weltgericht bzw. das Jüngste Gericht war das Hauptthema der Westwand. Erhalten sind zwei Szenen: Ein kopfüber nach unten fliegender Engel mit Nimbus, der in seinen Händen eine Posaune hält und zum Jüngsten Gericht bläst (Abb. 8). In überlieferten mittelalterlichen Weltgerichtsdarstellungen schwebt solch ein Engel über den gerade aus ihren Gräbern auferstehenden Toten. Rechts neben diesem Engel ist möglicherweise der Ansatz des Regenbogens zu sehen,





auf dem der Weltenrichter der Bildtradition nach thront.

Die Gruppe, die sich links vom Posaunenengel abwendet, ist Teil der Gerichtsszene, es ist die Gruppe der Seligen. Zu den Auserwählten gehören Menschen verschiedener Stände, u. a. ist ein durch die Mitra gekennzeichneter Bischof zu erkennen. Die Seligen werden von Petrus angeführt, sie folgen ihm mit betend gefalteten Händen. Petrus steht vor der Himmelspforte und öffnet mit einem großen Schlüssel das verschlossene Tor zum Paradies.

Auf der anschließenden südlichen Wand sind Bilder der Passion Christi erhalten (Abb. 9). Ganz links, heute nur als Halbfigur sichtbar, ein Jüngling, der seinen Kopf mit der Rechten stützt. Es handelt sich wohl um den schlafenden Johannes in der Szene am Ölberg, die der Gefangennahme Christi vorausgeht. Diese Szene und der Judasverrat folgen im Bild rechts daneben. Einkreist von schwer bewaffneten Soldaten, stehen im Vordergrund drei Figuren. Der rot gekleidete Christus wird von Judas durch Umarmung und Kuss veraten (Abb. 10). Links neben Christus steht Petrus, der sein Schwert aus der Scheide gezogen hat oder mit der Hand danach greift. Es ist die Andeutung der Malchusepisode, die oft mit der Gefangennahme kombiniert wurde (Abb. 11).

Die Wandbilder sind in Kalk-Secco-Malerei ausgeführt und in mehreren Arbeitsgängen entstanden. Das heißt, auf einer trockenen, weißen Kalktünche ist die Gesamtkonzeption in Form einer roten Vorzeichnung angelegt. Dann wurden z. B. die Gesichter in Form einer transparenten rötlichen Lasur aufgetragen. Gewänder und Hintergründe wurden im Anschluss in kräftigen Tönen (rot, gelb, grün) angelegt bzw. untermalt. Schließlich wurden z. B. Gewänder und Gebäude in hellen bzw. dunklen Tönen mit Licht und Schatten plastisch modelliert und abschließend durch rote und schwarze Konturen begrenzt. In dieser Technik sind viele mittelalterliche Kirchen ausgemalt.

Ich muss gestehen, als ich zum ersten Mal vor den Wandbildern auf der Empore stand, fühlte auch ich die ungebremste Entdeckerfreude meiner



Vorgänger in mir. Alle Beteiligten waren durch die Unmittelbarkeit und die Gebrechlichkeit des zarten Originals beeindruckt. In der Diskussion vor Ort wurde gleichzeitig deutlich, wie schwierig es für einige Verantwortliche war, das Fragmentarische, das Geschädigte, das Gealterte als Zustand zu akzeptieren. Natürlich gab und gibt es eine hitzige Kontroverse über die „Inszenierung“ dieser Bilder. Die Entscheidung fiel zu Gunsten einer reinen Konservierung des mittelalterlichen Bestandes. Die Autorität und ständige Baustellenpräsenz der beauftragten Restauratorin hatte bei der Durchsetzung dieser Entscheidung großes Gewicht. Nicht zuletzt im Blick auf das Schicksal der Wandbilder in den Markgräfler Kirchen wurden alle Beteiligten auf jeglichen Verzicht von Retusche, Rekonstruktion und weiteres Aufdecken eingeschworen.

Da die Fahrnauer Wandmalereien allein auf Grund ihrer Technik sehr labil sind, wurden sie in einem ersten Schritt restauratorisch gesichert: Behutsame Abnahme der Staubschichten von den Oberflächen, Sicherung hohl liegender, abgestoßener



6 Fahrnau, St. Agathe. Westwand mit Weltgerichtsszenen. Von rechts nach links: Posaunenengel, Selige; Petrus, der die Himmelspforte aufschließt.

7 Fahrnau, St. Agathe. Südwand mit Passion Christi. Von links nach rechts: Ölberg, Gefangennahme Christi.

8 Fahrnau, St. Agathe. Posaunenengel.



9 Fahrnau, St. Agathe.
Judaskuss.



10 Fahrnau, St. Agathe.
Detail Judaskuss, Kopf
Christi.

Putzränder und klaffender Risse (Hinterfüllung und Anböschung). Für eine hoffentlich auch in der Zukunft wirkungsvolle Sicherung sorgt eine abnehmbare Holzverkleidung. Die Fragmente unter der Empore wurden mit einem Glasvlies überspannt und mit Rigipsplatten verkleidet. Die hölzerne Empore mit Farbbefunden des 18. Jahrhunderts bleibt an Ort und Stelle, sodass mit den zeitgleichen Epitaphien und der Wandfassung des 18. Jahrhunderts heute eine nahezu einheitliche barockzeitliche Ausstattungsphase gezeigt wird.

Eine Bestandskartierung hatte ergeben, dass der geschädigte Sichtputz des Innenraums aus der Zeit des 19./20. Jahrhunderts auf einem nahezu intakten Vorgängerputz des 18. Jahrhunderts lag. Deshalb wurde entschieden, dass der barockzeitliche Putz freigelegt, repariert bzw. überarbeitet wurde. Während dieser Bearbeitungsphase kamen an der Südwand einfach gemalte, figürlich-ornamentale Wandmalereifragmente zum Vorschein, die vermutlich älter waren (13./14. Jh.?) als die Funde auf der Empore. Die darüber liegende Malschicht aus dem Bestand des Emporenbereichs muss hier zu einem unbekanntem Zeitpunkt verloren gegangen sein. Nach ihrer Sicherung und ausführlichen Dokumentation wurden sie zu ihrem Schutz ebenfalls mit Glasvlies abgedeckt und mit einer Mörtelschlämme überzogen. Gleichzeitig entstand eine aufwendige Dokumentation, die alle Ausstattungsphasen berücksichtigt: Photographie, Kartierung der Mörtel-,Tünche- und Malereiphasen, naturwissenschaftliche Analyse, Bauforschung mit Hilfe der Mittelalterarchäologie, Entwurf eines einfachen Wartungsprogramms für Nachsorgemaßnahmen.

11 Fahrnau, St. Agathe.
Detail Judaskuss, Ge-
wand bzw. Rüstung eines
Soldaten.

Die Wandbilder in St. Agathe könnten in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein (Abb. 12). Die Darstellung des Weltgerichts in der

Verbindung mit Passionsszenen war in Kirchenräumen dieser Zeit sehr beliebt (vgl. Blansingen, Tannenkirch, Breisach). Die Zuschreibung an einen Maler oder eine Malerwerkstatt ist bislang nicht möglich. Auf die Nähe zu den Markgräfler Kirchen hinsichtlich der Technik wurde bereits hingewiesen.

Natürlich fühlt sich der in der praktischen Denkmalpflege tätige Kunsthistoriker trotz seines Misstrauens gegenüber der Authentizität des Bestandes auch heute herausgefordert, mit seinem Handwerkszeug der Stilkritik und der motivgeschichtlichen Vergleiche Einordnungen vorzunehmen. Die Richtung eines solchen Versuches kann hier zum Abschluss nur angedeutet werden. Für den Fahrnauer Petrus sind sein vollrund den Kopf hinterfangender Nimbus sowie sein übergroßer Schlüssel mit rautenförmigen, die Spitzen betonenden, kugelförmigen Enden charakteristisch. In diesen Details scheint er dem Blansinger Petrus wesensverwandt. Was Ueberwasser für Blansingen als typisch herausarbeitet, lässt sich auf Fahrnau übertragen: „... der Maler ... verwandelt ... selbst noch den Schlüssel, mit dem Petrus die Himmel aufzuschließen gegeben wird, zu noch größerer Würde. Schön und fühlbar farbig abgehoben, wird der Schlüssel wie ein königliches Szepter getragen ...“ Angesichts der an den Blansinger Petruszenen ablesbaren Restaurationsspuren sind die Möglichkeiten einer kunstwissenschaftlichen Einordnung allerdings schnell ausgeschöpft. Es ist zu hoffen, dass die Fahrnauer Bilder substantiell als ungeschönte,





12 Fahrnaau, St. Agathe.
Petrus mit dem Himmels-
schlüssel.

kostbare Fragmente für zukünftige Generationen erhalten bleiben. Prof. Stopfel reagierte 1986 auf eine kritische Anfrage zur Restaurierungspraxis in Blansingen mit folgenden Sätzen: „Denkmalpflege ist zeitgebunden wie alle anderen Äußerungen der Kultur. Wir sind heute skeptischer geworden in der Beurteilung unserer eigenen Tätigkeit ... Trotzdem wird man wohl in einigen Jahrzehnten auch die Tätigkeit der heutigen Denkmalpflege skeptisch betrachten.“

Literatur

Ortsakten des LDA/Freiburg zu den Kirchen in Tüllingen, Blansingen und Fahrnaau.

S. Roettgen: Wandmalerei der Frührenaissance in Italien, Bd. I, München 1996.

W. Ueberwasser: Die Kirche von Blansingen und ihre Bilder. In: Badische Heimat 36, 1956, Heft 2, 81–102.

Dr. Dagmar Zimdars

LDA - Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg/ Breisgau



Das Fastentuch im Schwimmbad

Ein Werkstattbericht

Das Fastentuch mit der Darstellung der Kreuzigungsszene im Zentrum wurde 1612 für die Verhüllung des Freiburger Münsterchores während der Fastenzeit geschaffen. Es ist seit der Zeit immer in liturgischem Gebrauch und dies soll auch in Zukunft so bleiben. Damit dies auch möglich ist, wird es zurzeit auf Schäden untersucht und die Probleme einer zukünftigen Hängung mit Fachleuten diskutiert. Prof. Wolfgang E. Stopfel hat daran maßgeblichen Anteil.

Christiane Kendel

Das Tuch wurde ursprünglich vor dem Triumphbogen aufgehängt und auf den Lettner herabgelassen, wo es aufbewahrt wurde. Es hat die Maße 10,14 m x 12,24 m.

Nach Abbau des Lettners Ende des 18. Jahrhun-

derts wurde das Tuch eng auf einer Stange mit einem Durchmesser von 12 cm aufgerollt, diese Rolle wurde in dem Gewölbe hinter dem Triumphbogen hoch gezogen und dort aufbewahrt. Dies war ein denkbar schlechter Aufbewahrungs-



1 Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. Fastentuch 1612, Zustand 1997, Hängung während der Fastenzeit im Hochchor.

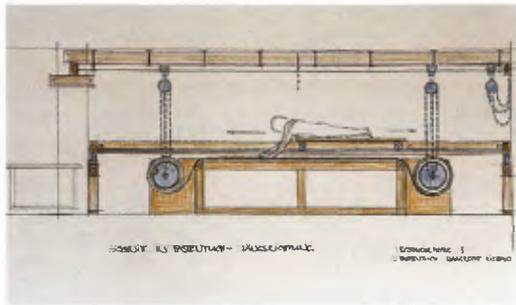
ort, da es unter dem Gewölbe sehr warm werden kann und durch Temperaturschwankungen Schäden an Malschicht und Stoff entstehen. Außerdem war es außerordentlich schwierig, das eingerollte Fastentuch in dem engen Gewölberaum einzubringen.

Bei einer ersten Begutachtung stand zu befürchten, dass das Fastentuch erhebliche Schäden aufweisen würde. Es stellte sich glücklicherweise jedoch heraus, dass der Erhaltungszustand als relativ gut zu bezeichnen ist. Ein Grund dafür ist sicher die hervorragende Verarbeitung der Leinwand: Die Webkanten der 13 Stoffbahnen wurden flach überlappend so zusammengenäht, dass sie dem Tuch Stabilität geben.

Allein die riesigen Ausmaße des Fastentuches stellen für die Restaurierung, die zukünftige Aufhängung und Aufbewahrung ein schwieriges Problem dar. Das Tuch darf nicht mehr gedrückt und gestaucht werden, große Temperaturschwankungen sollten künftig vermieden werden. Um es weiterhin in der Fastenzeit aufhängen zu können, muss das Tuch auf einer Rolle mit großem Radius aufgerollt werden. Dadurch wird die Bruchgefahr minimiert. Für die Aufhängung im Münster muss wieder ein adäquater Platz gefunden werden, d. h., der Aufhängungsort muss liturgisch richtig sein. Die Darstellung muss gut sichtbar sein, und dem Tuch muss so viel Raum gegeben werden, dass es weder beim Hängen noch beim Rollen und Aufbewahren an irgendwelchen Gegenständen reibt oder anstößt. Schließlich sollte es gut transportiert werden können.

Für die anstehende Untersuchung und geplante Restaurierung formulierten die Restauratoren folgende Bedingungen in der Restaurierungswerkstätte:

- Nur wenn das Tuch auf einer festen Platte aufliegt, können Schäden in Leinwand und Malschicht behoben werden.
- Da Vorder- und Rückseite des Tuches untersucht und restauriert werden müssen, muss das Tuch leicht zu wenden sein.
- Da bei unterschiedlichen Spannungen Stoff reißt und beim Zerren des Stoffes die Malschicht abplatzt, muss das Tuch auf großen Rollen so aufgerollt werden, dass das Gewebe satt aufliegt und der Stoff leicht auf- und abgerollt werden kann. Zu keinem Zeitpunkt darf er belastet werden.
- Da das Tuch in den vergangenen Jahrhunderten immer mit der Malschicht nach innen aufgerollt wurde, muss diese Wickelrichtung weiterhin beibehalten bleiben.
- Da der Stoff nicht betreten werden darf, muss eine Arbeitsplattform geschaffen werden, von der aus der berührungsfreie Zugang möglich ist.



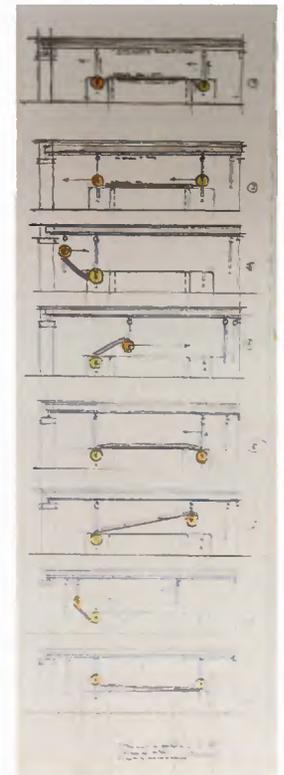
Die Arbeitsplattform für das Fastentuch

Als ungewöhnlicher Arbeitsraum während der Restaurierungsphase wurde das ehemalige Schwimmbad der Fachschule für Sozialpädagogik Freiburg gefunden und als „Hightech-Werkstatt“ eingerichtet. Für die Bestandsaufnahme und Restaurierung des Tuches konstruierte Walter Baumer vom Erzbischöflichen Bauamt Freiburg eine beeindruckend einfache wie geniale Arbeitsbühne, deren nähere Beschreibung lohnt: Das Fastentuch liegt auf einem Tisch, der die Breite des Tuches (Größe 10,14 m) hat und ca. 4 m tief ist, sodass immer ca. ein Drittel des Tuches ausgebreitet werden kann. Das Tuch kann von oben und unten jeweils auf einer Rolle mit dem Durchmesser von 40 cm aufgerollt werden. Die Rollen liegen parallel zum Tisch in Halterungen, während des Ein- und Abrollens werden die Rollen leicht angehoben. Die Malschicht wird immer nur eingewickelt und nie in der Gegenrichtung geknickt. Kugellager sorgen für einen leichten Lauf der Rollen. Um das Tuch von der Vorder- auf die Rückseite wenden zu können, werden beide Rollen mit dem Stoff aus ihrer jeweiligen Halterung 1 und 2 per Seilzug angehoben, die Rollen zusammengerollt und so positioniert, dass die Rolle aus der Halterung 2 nun in die Halterung 1 abgelassen werden kann. Danach wird die andere Rolle über Halterung 1 und den Tisch hinweg zur Halterung 2 gezogen und dort abgelassen. Das Tuch kann nun von der Rückseite bearbeitet werden.

Das Problem der Arbeitsplattform wurde in Anlehnung an Kranbahnen gelöst. Auf Schienen



2 Arbeitstisch zur Restaurierung des Fastentuchs. Planung u. Zeichnung W. Baumer.



3 Wenden des Fastentuches von der Vorder- auf die Rückseite. Zeichnung W. Baumer.

4 Die Restauratorinnen während der Bestandsaufnahme.

5 Ausschnitt des Fastentuchs während der Bestandsaufnahme.



rollt ein Schlitten, auf dem wiederum die Arbeitsplattform hin und her gezogen werden kann. Zwei Restauratorinnen können so, auf dem Bauch liegend, jeden beliebigen Punkt des Tuches auf dem Tisch erreichen. Auf Grund der gut überlegten technischen Voraussetzungen ist nun jede denkbare Untersuchung und Restaurierung an dem Fastentuch möglich.

Schadensanalyse

Die erste Schadensanalyse hat zu folgenden Ergebnissen geführt: Auf der Leinwand mit dünner Leimgrundierung wurde die Vorzeichnung mit kräftigen schwarzen und roten Pinselstrichen gesetzt. Darüber sind die Figuren und Gegenstände großflächig angelegt, bevor sie in mehrschichtigem Farbauftrag ausmodelliert wurden. Bei der Vorzeichnung muss das Tuch gelegen haben. Es wurde dann, aber hängend, mit Temperafarben bemalt, und zwar in mannshohen Arbeitsab-

schnitten. Dies ist u. a. an senkrechten Farbtropfen und den waagrecht verlaufenden Reihen von Nagellöchern zu erkennen.

Die Farbschicht ist stark reduziert, Farbmodellierungen sind größtenteils abgefallen, in vielen Bereichen sind nur noch Untermalungen bzw. Schatten der ehemaligen Farbigkeit erhalten. Es lässt sich feststellen, dass z. B. im blauen Mantel Marias die kompakten dicken Malschichten verloren gingen, während Gelb noch sehr gut erhalten ist. Ursache für die Schäden ist neben der Alterung des Farbmaterials hauptsächlich die Belastung der Leinwand während des Auf- und Abrollens. Die Malschicht wurde durch den jahrelangen Gebrauch vor allem im oberen und unteren Rand abgerieben. Durch das Kürzen der Stange, an der das Tuch hängt, und den unsachgemäßen Umgang kamen Löcher und Risse hinzu. Weitere Schäden entstanden durch frühere Restaurierungen: Materialveränderungen der Flicker, Aufdoppelungen und falsch gesetzte Nähte verursachten Verwerfungen und dadurch Falten und Brüche.

Die nun im Schwimmbad eingerichtete Werkstatt bietet ideale Rahmenbedingungen für die Pflege des gefährdeten Fastentuches. Ostern 2001 soll es wieder im Freiburger Münster hängen.

Dipl.-Ing. Christiane Kendel
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79 102 Freiburg/ Breisgau

Die Pfahlbausammlung Ludwig Leiners im Rosgartenmuseum Konstanz – ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung

Das Rosgartenmuseum Konstanz birgt mit dem „Pfahlbausaal“ eine kulturhistorisch besonders interessante Ausstellung, da sich in keinem Museum am Bodensee die (fast) originale Archäologie-Ausstellung des letzten Jahrhunderts erhalten hat.

Verena Nübling

Bis in die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Archäologie weitgehend mit griechisch-römischer Antike gleichgesetzt. Erst das Aufkommen des Nationalgedankens führte dazu sich auch mit eigenen, lokalen Geschichtsquellen auseinander zu setzen. Der Beginn der Pfahlbauforschung am Bodensee fällt bezeichnenderweise in diese Zeit. Bei extremen Niedrigwasserständen des Sees in den Wintermonaten beobachtete man immer wieder Pfahlstümpfe, in deren Umgebung Fundmaterial (Keramik, Steingeräte, etc.) zu Tage trat. Dank besonderer Bedingungen haben sich im feuchten Milieu des Seebodens, unter Sauerstoffabschluss organische Reste erhalten, u. a. Werkzeuge und Hausrat, wie geschäftete Beile und Messer, Holz-

gefäße, Körbe, Netze, Nahrungsabfälle aber auch Konstruktionsteile von Hausbauten. In Anlehnung an ethnografische Parallelen pfahltragener Einzelbauten, wie sie in zeitgenössischen Reisebeschreibungen veröffentlicht wurden (Jules Dumont d'Urville über Westguinea, James Cook über Neuseeland), setzte sich die Vorstellung von Pfahlbauten auch für die Überreste am Bodensee durch. Fremde Völker wurden also kurzerhand mit prähistorischen Kulturen Mitteleuropas auf eine Stufe gestellt. Auf antiken Quellen fußend, nach denen hier in vorrömischer Zeit Kelten lebten, galten die Pfahlbauten zunächst als keltisch. Erst später (in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) erwies sich, dass diese Siedlungen in die Jung-



1 Konstanz, „Pfahlbausaal“ im Rosgartenmuseum, Zustand vor dem 2. Weltkrieg. Foto Rosgartenmuseum, Konstanz.

2 Ludwig Leiner
(1830–1901).



steinzeit oder Bronzezeit gehören. 1854/1856 interpretierte und rekonstruierte Ferdinand Keller die Pfahlbauten zu Dorfeinheiten auf einer gemeinsamen Plattform über dem Wasser. Damit begann eine Debatte, die erst in den 70er Jahren unseres Jahrhunderts abgeschlossen wurde. Im Wesentlichen ging der Streit um die Frage, ob „echte“ Pfahlbauten im See errichtet worden sind, oder ursprüngliche Ufersiedlungen – dank des im Verlauf der Jahrtausende schwankenden Seewasserspiegels – nur scheinbar ins Wasser gebaut seien und bestenfalls gelegentlich, jahreszeitlich bedingt, von Hochwässern umspült waren. Heute weiß man, dass neben ebenerdigen Siedlungen am Ufer, auch solche im überschwemmungsgefährdeten Bereich oder von Inseln aus in

den See hinein gebaut wurden. Pfahlbauten dienten nicht nur als Inspirationsquelle für Monumental- und Historienmalerei (Stichwort „Pfahlbauromantik“), sondern auch Schriftstellern wie D. F. Weinland „Rulaman“, F. Th. Vischer „Auch einer“ und A. Sonnleitner „Die Höhlenkinder“ als Hintergrund ihrer Erzählungen. Das begründete einen regelrechten Pfahlbaumythos.

In diese Zeit wurde Ludwig Leiner (1830–1901) geboren. Als Apotheker und Ratsherr in Konstanz begann er sich ab Mitte der 50er Jahre für die heimatliche Geschichte des Bodenseeraumes und damit auch für die Pfahlbauten zu interessieren. In der Umgebung seines Heimatortes wurden wichtige Pfahlbaufundstellen entdeckt, z. B. die Siedlungen von Wangen und Hornstaad (1856/1857). Weitgehend unkontrollierte Grabungen und Aufsammlungen zwangen schon bald zu gesetzgeberischem Handeln. Bereits 1863 erließ die Schweizer Regierung ein Verbot nicht autorisierter Grabungen. Das führte zu verstärkter Sammlertätigkeit auf der deutschen Seite des Bodensees. An diesem Punkt setzte Ludwig Leiners Tätigkeit an. Er versuchte Funde aus nahezu allen Ufersiedlungen des deutschen und Schweizerischen Bodenseeufer aufzukaufen, sammelte aber auch selber Funde (z. B. vom Pfahlbau „Frauenpfahl“ bei Konstanz). Vor allem aus Bodman, Hagnau, Konstanz und Unteruhldingen kamen Funde zusammen, Leiner kaufte ganze Sammlungen auf (1870 die Sammlung Walter, 1875 die Sammlung Merk, 1881 die Sammlung Wenk). Dadurch zeigte er sich als typischer Vertreter seiner Zeit, die glaubte, durch Sammeln und Ordnen von Objekten deren Geist einfangen und dadurch die



3 Zustand des „Pfahlbau-
saals“ um 1970.
Foto: Rosgartenmuseum,
Konstanz.

Geschichte der heimatlichen Landschaft rekonstruieren zu können. „Seine“ Pfahlbausammlung kam 1870 in das neu gegründete Rosgartenmuseum, das ehemalige Zunfthaus „Zum Rosgarten“.

Seit der Gründung des Vereins für Geschichte des Bodensees im Jahre 1868 war Ludwig Leiner als Mitglied für diesen Verein tätig. Etwa zur gleichen Zeit begann er auch mit Ausgrabungen. Seine Untersuchungen, die er mit Major a.D. E. von Tröltzsch im Pfahlbau „Rauenegg“ bei Konstanz vornahm, seien hier besonders hervorgehoben. Erstmals wurde der Versuch gewagt, durch Spundwände geschützt, einen Pfahlbau unter der Wasserlinie auszugraben. Zeitgenossen sahen in Leiner das „historische Gewissen von Konstanz“, doch war sein Handeln nicht grundsätzlich auf Erhaltung des Alten gerichtet. Wurde doch in seinem Nachruf von 1901 mit Befremden festgestellt, dass Ludwig Leiner sich als Stadtrat „rückhaltlos auf die nationalliberale und altkatholische Seite gestellt“ habe und mitverantwortlich sei für die Säkularisierung „wurzelständiger“ Straßennamen (nach Klöstern, Kirchen, Stiftern)

Die Sammlung Ludwig Leiners mit über 3800 Fundstücken von 41 Fundplätzen bildet heute das Herzstück der archäologischen Bestände des Rosgartenmuseums. Sie ist die bedeutendste Pfahlbausammlung des Bodenseegebietes. Die Funde sind bis heute in den ursprünglichen, neugoti-

schen Vitrinen des 19. Jahrhunderts im „Pfahlbausaal“ des Rosgartenmuseums ausgestellt. Sie stellen daher ein einzigartiges forschungsgeschichtliches Dokument des 19. Jahrhunderts dar und, wie es in der Begründung zur Denkmaleiengenschaft vom 7.6. 1996 heißt: „an der kompletten Erhaltung der Sammlung besteht für die nachkommenden Generationen ein gesteigertes öffentliches Interesse“.

Literatur

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensee 30, 1901, S. V-XII.

H. G. Bandi/K. Zimmermann, Pfahlbauromantik des 19. Jahrhunderts. Zürich 1980.

H. Schlichtherle/B. Wahlster, Archäologie in Seen und Mooren. Stuttgart 1986.

G. Schöbel, Die Spätbronzezeit am nordwestlichen Bodensee. Siedlungsarchäologie im Alpenvorland IV. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 47 (Stuttgart 1996) 15 ff. (Geschichte der Pfahlbauforschungen im Raum Konstanz).

Dr. Verena Nübling

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Marienstraße 10 A

79 098 Freiburg/Breisgau



Frühe Kelten im Breisgau

Der Fürstensitz auf dem Münsterberg in Breisach

Auf dem Münsterberg in Breisach lag in der frühen Eisenzeit ein keltischer Fürstensitz. Diese Deutung der Siedlung wird durch die Entdeckung und archäologische Untersuchung verschiedener in der näheren Umgebung von Breisach gelegener Großgrabhügel unterstrichen, von denen einer ein bislang nordalpin einzigartiges „Geschenk des Südens“ erbrachte.

Rolf Dehn

Der Fürstensitz auf dem Breisacher Münsterberg

Während der Hallstattzeit wird das Siedlungsbild im Breisgau zunächst bestimmt von gehöftartigen Freilandsiedlungen und einer größeren Anzahl befestigter Höhensiedlungen. Die meist recht kleinen Befestigungsanlagen boten nur kleinen Bevölkerungsgruppen Schutz. Bebauungsstrukturen liegen von beiden Siedlungsformen nicht vor, sodass wir auch nicht wissen, inwieweit sie sich darin unterscheiden. Sowohl aus den Freilandsiedlungen als auch aus den Höhensiedlungen liegt nahezu identisches Fundmaterial vor. So belegen Schmiedeschlacken für beide Eisenverarbeitung und Halbfabrikate von Gagatarmringen Schmuckherstellung. Weder Fundmaterial noch Funde erlauben daher beim jetzigen Forschungsstand die Aussage, die befestigten Höhensiedlungen Bevölkerungsgruppen zuzuschreiben, die es bereits verstanden hätten, sich in ihrer sozialen Stellung von der übrigen Bevölkerung abzusetzen.

Der Vielfalt der Siedlungen während der älteren und mittleren Hallstattzeit im Breisgau steht in der jüngeren Hallstattzeit ein völlig verändertes Siedlungsbild gegenüber: Neben wenigen offenen Freilandsiedlungen erweist sich eine Siedlung auf dem Breisacher Münsterberg als zentraler Ort, der mit knapp 10 ha Siedlungsfläche erheblich größer ist als die älteren befestigten Siedlungen (Abb. 1). Man bezeichnet diese Entwicklung in der Forschung gern als „Konzentration der Macht“, die als Ursache für die Herausbildung der frühkeltischen Fürstensitze anzusehen sei. Wie neuere Grabungsergebnisse im Umland anderer Fürstensitze zeigen, stehen wir hier jedoch erst am Anfang der Diskussion, da die Entstehung dieser Großsiedlungen sicher sehr viel komplexer verlaufen sein dürfte. Als sicher bleibt, dass die große Siedlung auf dem Münsterberg von Breisach unter die wenigen frühkeltischen Fürstensitze Südwestdeutschlands zu zählen ist.

Der vulkanische Münsterberg erhebt sich knapp 50 m über der Rheinaue in der Form eines langovalen Plateaus (500 x 200 m), das nach allen Sei-



1 Luftaufnahme des Breisacher Münsterberges. Erst nach der Rheinregulierung im 19. Jh. kann sich die Stadt auch in die Rheinaue ausdehnen. Luftbild: O. Braasch, LDA, L 7910/46.

ten steil abfällt. Seine heutige Form hat er erst durch umfangreiche Planierungen erhalten, durch die eine in der Bergmitte gelegene, bis zu 15 m tiefe Senke in der späten Hallstattzeit verfüllt wurde, um ein zusammenhängendes Plateau als Siedlungsfläche zu erhalten.

Aus großflächigen Grabungen, zuletzt in den 1980er Jahren im Rahmen des Schwerpunktprogramms der Denkmalpflege, liegt vor allem aus mit Abfall verfüllten Vorratsgruben ein umfangreiches Fundmaterial der späten Hallstattzeit und der nachfolgenden Frühlatènezeit vor, aus dem auch deutlich wird, dass diese Großsiedlung in ein weit gespanntes Beziehungsnetz eingebunden war. Neben Fragmenten schwarz- und rotfiguriger attischer Keramik (Abb. 2) belegen Fragmente von Gefäßen und Weinamphoren aus dem Umland von Marseille Kontakt mit dem Mittelmeerraum, ein Kontakt, über den auch die ersten Nachrichten über die Kelten die antiken Hochkulturen erreicht haben dürfte. Ebenso deutlich werden aber auch im Fundmaterial Beziehungen nach Ostfrankreich, dem Mittelrheingebiet und dem weiteren Ostalpenraum sichtbar.

Wie das Fundmaterial anzeigt, überlebt die Großsiedlung auf dem Münsterberg von Breisach die anderen Fürstensitze erheblich und findet erst im fortgeschrittenen 5. Jahrhundert v. Chr. ihr Ende. Über mögliche Gründe der Auflösung der Siedlung kann nur spekuliert werden. Das Siedlungsbild der jüngeren Frühlatènezeit im Breisgau ist wieder geprägt von kleinen gehöft- und weilerartigen Siedlungen und damit durchaus dem Bild zu vergleichen, das sich uns in der älteren Hallstattzeit bietet.

Die Grabhügel der Breisacher Fürsten

Bisher fehlten allerdings im Umland des Münsterberges von Breisach die normalerweise zu diesen Fürstensitzen gehörenden Großgrabhügel der frühkeltischen Oberschicht mit ihren reich ausgestatteten Zentralbestattungen, in denen sich nicht selten auch Importfunde aus dem antiken Mittelmeerraum fanden. Aber wenn man bedenkt, dass sich von den umfangreichen barocken Festungs- und Belagerungswerken im Umland von Breisach auch keine sichtbaren Spuren erhalten haben, wird erst deutlich, wie in diesem intensiv landwirtschaftlich genutzten Raum die Kulturlandschaft verändert worden ist. Zudem hat die Luftbildarchäologie in den letzten Jahren im Nahbereich des Münsterberges auf den Gemarkungen Ihringen und Gündlingen an drei Stellen Großgrabhügel entdeckt. Als Beispiel sei hier der stark verflachte Hügel 11 aus dem bekannten Grabhügelfeld „Löhbücke“ von Ihringen angeführt. Erst durch den auf dem Luftbild sichtbaren Kreisgra-



2 Breisach- Münsterberg. Schulterfragment eines schwarzfigurigen Kolonnenkraters mit Resten einer dionysischen Szene. Ende 6. Jh. v. Chr.

ben wird die ehemalige Dimension des Hügels mit über 60 m Durchmesser sichtbar (Abb. 3). Diese Grabhügel sind inzwischen als die Kulturlandschaft dieses Raumes prägende Denkmäler in das Denkmalbuch eingetragen.

Nur durch als sehr glücklich zu bezeichnende Umstände konnte ein weiterer Bestattungsplatz der Oberschicht des frühkeltischen Fürstensitzes auf dem Breisacher Münsterberg nicht nur erkannt, sondern auch vor der anstehenden Überbauung archäologisch untersucht werden. Zwar waren bereits aus dem 19. Jahrhundert von den Gemarkungen Ihringen und Gündlingen Fundstücke aus reich ausgestatteten junghallstattzeitlichen Gräbern bekannt geworden, jedoch erst durch Recherchen eines ehrenamtlichen Mitarbeiters konnten als Fundstellen die Gewanne „Nachtwaid“ und „Ried“ auf den Gemarkungen Gündlingen und Ihringen lokalisiert werden. Der Luftbildarchäologie gelang es daraufhin, in diesem Bereich sieben völlig verflachte Grabhügel zu entdecken. Nur zwei Hügel bargen noch intakte Zentralbestattungen. In Hügel 1 fand sich in nur 0,40 m Tiefe die Bestattung eines großen, kräftig gebauten Mannes, der im Alter von knapp dreißig Jahren verstorben war. Zu seiner Ausstattung gehörten ein goldener Halsring, ein goldener Armring, ein Kamm aus Bronze und eine eiserne Lanzen- spitze. Eine kleine Doppelpaukenfibel aus Bronze datiert diese Bestattung in die Zeit um 500 v. Chr. Zur Rechten des Toten stand aufgereiht ein Bronzegeschirrsatz, bestehend aus einem großen Bronzekessel, zwei flachen Bronzebecken und ei-



3 Ihringen. Erst durch den sich auf dem Luftbild abzeichnenden Kreisgraben wird die Größe von Hügel 11 im Grabhügelfeld „Löhbücke“ sichtbar. Luftbild: O. Braasch, LDA, L 7910/19.



4 Glasschale aus dem Fürstengrab von Ihringen. Raddurchmesser 15,4 cm.

ner etruskischen Schnabelkanne aus Bronze. Die wohl wertvollste Beigabe des Toten, die sicher schon zu seinen Lebzeiten eine besondere Kostbarkeit darstellte, fand sich zwischen Kessel und Bronzebecken. Es handelt sich um eine flache Trinkschale aus grünlichem, fast durchsichtigem Glas (Abb. 4). Ein vergleichbares Glas ist bisher aus Mitteleuropa nicht bekannt. Nach unserem



5 Detailaufnahme von einem frühlatènezeitlichen Bronzearmring mit der Darstellung eines bärtigen Männerkopfes.

heutigen Kenntnisstand dürfte die äußerst dünnwandige Schale in einer achämenidischen Werkstatt im Vorderen Orient im Formschmelz- oder Absenkverfahren hergestellt worden sein. Auf welchem Weg das kostbare Stück – als Handelsgut oder als Gastgeschenk – in den fernen Breisgau gelangt ist, wird wohl vorerst nicht zu klären sein.

Auch während der älteren Frühlatènezeit wird dieses Gräberfeld noch weiterbelegt. Von der Ausstattung und Grabform her scheint es sich weiterhin um Angehörige einer bevorrechtigten Bevölkerungsschicht zu handeln, die sich, wie die Neuanlage von Hügeln anzeigt, noch in besonderer Weise der hallstattzeitlichen Bestattungstradition verbunden weiß. Als besonderes Fundstück sei hier ein Armring aus Bronze aus einem Frauengrab vorgestellt, der als Verzierung vier bärtige Männerköpfe trägt, die jeweils paarig gegenüber zueinander angeordnet sind (Abb. 5). Der Ring stellt eine sehr qualitätvolle Arbeit dar und zählt zu den wenigen Zeugnissen frühlatènezeitlichen Kunstschaffens am Oberrhein. Was die Darstellung der Köpfe und ihre Anordnung betrifft, so findet der Ring seine besten Vergleichsstücke in Goldringen, die uns aus Fürstengräbern der Latènezeit aus dem Mittelrheingebiet überliefert sind.

Literatur

H. Bender/L. Pauli/I. Stork, Der Münsterberg in Breisach II. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 40 (München 1993).

C. F. E. Pare, Ein zweites Fürstengrab von Apremont „La Motte aux Fées“. Jahrb. Römisch-Germanisches Zentralmuseum 36, 1989, 411ff.

R. Dehn, Une Tombe princière du Hallstatt final à Ihringen. In: Plouin u.a. (Hrsg.), Trésors Celtes et Gaulois: Le Rhin supérieur entre 800 et 50 avant J.-C. Ausstellungskatalog Colmar 1996, 113 ff.

R. Dehn, Eine Zentralbestattung der Frühlatènezeit von Ihringen-Gündlingen. In: Plouin u.a. (Hrsg.), Trésors Celtes et Gaulois: Le Rhin supérieur entre 800 et 50 avant J.-C. Ausstellungskatalog Colmar 1996, 141 ff.

Dr. Rolf Dehn

LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Marienstraße 10 A
 79098 Freiburg/Breisgau

Neues zur Archäologie der Alamannen

Zur Definition wie zur Erforschung der „Alamannen“ und des „Alemannischen“ tragen ganz verschiedene wissenschaftliche Disziplinen mit unterschiedlichen Blickwinkeln, Arbeitsweisen und auch stark differierender Quellenlage bei.

Gerhard Fingerlin

Geschichts- und Sprachwissenschaft wären da zu nennen, speziell Rechtsgeschichte, aber auch Literaturgeschichte, dazu Ortsnamenkunde, Volkskunde, Mundartforschung, nicht zuletzt die Archäologie. Das Brauchtum jüngerer Zeit oder heute gesprochene Dialekte sind also ebenso Forschungsgegenstand wie bestimmte Typen von Ortsnamen, in Abschriften erhaltene Gesetzesammlungen der Frühzeit (Pactus und Lex Alamannorum), geschichtliche Überlieferungen in Form von Inschriften auf römischen Steindenkmälern und Münzen, von Urkunden und erzählenden Texten, schließlich die Höhenburgen, Siedlungen, Gräberfelder und andere materielle Zeugnisse der alamannischen Frühzeit, die im Boden erhalten geblieben sind und – wie man landläufig sagt – mit dem Spaten erforscht werden können.

Und gehören nicht auch Johann Peter Hebels Alemannische Gedichte in diesen Zusammenhang? Tatsächlich ist das Thema vielfältig, facettenreich und in seiner zeitlichen Dimension gesehen auch vielschichtig. Alemannische Fasnacht, alemannische Mundart auf der einen Seite, Berichte spätrömischer Geschichtsschreiber und archäologische Funde seit dem 3. nachchristlichen Jahrhundert auf der anderen stecken den weiten Rahmen ab. Gerade diesen Aspekt der zeitlichen Tiefe hat Rainer Christlein mit seinem in anderen Punkten durchaus zu Recht kritisierten Buchtitel „Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes“ treffend zum Ausdruck gebracht. Auch die bis heute gültige Benennung der Deutschen durch die französischen Nachbarn als „Allemands“

weist in die gleiche Richtung. Dabei ist mit der modernen Verwendung des Namens selbstredend genauso wenig über eine wirkliche Kontinuität gesagt, wie eine inhaltlich befriedigende und treffende Definition des Alemannischen gegeben wird. Deshalb mag hier offen bleiben, was alemannisch heute bedeutet, wie auch der Begriff – Volk, Stamm, Wandergemeinschaft, Sprachgemeinschaft (?) – in der Frühzeit unscharfe Konturen zeigt. So ist es in der Diskussion um die Verhältnisse im Südwestdeutschland des 3. und 4. Jahrhunderts wieder strittig geworden, ob man ganz selbstverständlich von alamannischer Einwanderung, von alamannischer Ansiedlung im römischen Dekumatland hinter dem Limes, von alamannischen Gräbern oder Burgen sprechen darf, oder nicht doch besser den allgemeineren Begriff des „Germanischen“ verwenden sollte. Zumindest zeigt ja der Name, dass hier nicht etwas Geschlossenes, Homogenes in Erscheinung tritt, sondern eher das Gegenteil: Aus verschiedenen Stämmen zusammengekommene Männer, wie schon zeitgenössische Namensklärungen besagen, also eine nach ihrer Herkunft heterogene Gruppe, ganz sicher mit Unterschieden in der Sprache, in der äußeren Erscheinung und der kulturellen Prägung, möglicherweise mit differierenden Absichten und Zielen, ein vorläufiges, durch äußere Umstände zusammengefügtes Zweckbündnis. Dass Sueben dazugehörten, vielleicht sogar als Kern, erscheint sicher, auch semnonische Gruppen dürfen wir heute, nach einem glücklichen Neufund in Augsburg (Altarinschrift) als wichtige Komponenten betrachten. Doch die



1 Neudingen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Holzstab mit Runeninschrift.



2 Hüfingen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Trachtzubehör und Schmuck aus Grab 53.

Mobilität, die schon das Auftreten dieses neuen „Volkes“ vor dem römischen Limes und dann auf römischem Reichsgebiet gekennzeichnet hat, hält weiter an. Ständiger Zuzug in den ersten Jahrhunderten der Besiedlung Südwestdeutschlands, während der ganzen Völkerwanderungs- und Reihengräberzeit, macht es weiterhin schwierig, von einem alamannischen Ethnikum zu sprechen. Schon eher fassen wir jetzt den politischen Begriff der Alamannia, der Patria Alamannorum, allerdings weiterhin ohne scharfe äußere Grenzen. So muss sich auch der Archäologe damit abfinden, dass er keine generelle, etwa für Völkerwanderungszeit und Merowingerzeit gleichermaßen gültige Definition des Alamannischen geben kann, abfinden damit, dass die Grenzen zu Nachbarbereichen, denen der stammesverwandten Franken, Thüringer und Bajuwaren fließend bleiben, desto mehr, als sich schon im Laufe des 6. Jahrhunderts eine vom fränkischen Raum ausgehende Nivellierung in Tracht und Bewaffnung bemerkbar macht,

schließlich eine Art merowingischer Einheitskultur entsteht, die manche früher noch erkennbaren spezifischen Eigenschaften und Besonderheiten verwischt. Trotzdem, so meine ich, darf der Archäologe wenigstens für die jüngere Völkerwanderungszeit und die ältere Merowingerzeit, also das 4. bis 6. Jahrhundert, vom Zusammenhang mit einer alamannischen Gemeinschaft ausgehen, wenn er archäologische Funde und Befunde aus Südwestdeutschland oder der Nordschweiz untersucht und auswertet. Besonders gegen den romanisch/burgundischen Raum im Süden und Westen hebt sich die Alamannia deutlich ab. So wird es möglich, auch außerhalb des als alamannisches Siedlungsgebiet angesehenen Raumes, in kulturell anders gartetem Umfeld, Alamannisches zu erkennen, seien es nun Objekte des Kunsthandwerks, mithin Zeugnisse von – beispielsweise – Handelsbeziehungen, oder dort eingewanderte Gruppen alamannischer Provenienz, erkennbar an der spezifischen Beigabenausstattung ihrer Gräber.

Andererseits ist auch in der merowingerzeitlichen Alamannia selbst Entsprechendes festzustellen, wobei das Spektrum von Einzelschicksalen und individuellen Familienverbindungen bis zur offensichtlich planmäßigen Ansiedlung manchmal auch größerer Gruppen, vor allem fränkischer und thüringischer Herkunft reicht, ganz abgesehen von den zahlreichen Importstücken, etwa rheinländisch-fränkischen Gläsern, byzantinischen Bronzegefäßen oder ostgotischen Fibeln und Münzen. So sieht sich der Archäologe genötigt, seine Quellen für den alamannischen Raum auch auf andere, von außen eingebrachte Komponenten hin zu überprüfen, in jedem Befund, vor allem in der Beigabenausstattung der Gräber, auch nach Nicht-Alamannischem zu suchen. Gerade diese Vermischung, sagen wir einmal eigener und fremder Elemente, ergibt das kennzeichnende kulturelle Bild der frühmittel-

3 Stetten an der Donau, Kreis Tuttlingen. Grabungsfläche mit Grubenhäusern und Pfostenlöchern der frühmittelalterlichen Siedlung.



terlichen Alamannia, wie wir es auch in einem geschichtlich überlieferten Spannungsfeld erwarten dürfen, in das dieser Raum eingebunden ist – zwischen westlichen und östlichen Franken, Thüringern, Burgundern, Romanen, Bajuwaren, Ostgoten und Langobarden, vor allem in den für den weiteren Gang der Geschichte entscheidenden Auseinandersetzungen mit dem fränkischen Reich. Die Jahre 506 und 536 etwa, wichtige Markierungspunkte in diesem Prozess, lassen sich in ihren Auswirkungen durchaus auch archäologisch fassen.

Damit sind einige Probleme einer Archäologie der Alamannen angerissen, ebenso der geografische und zeitliche Rahmen abgesteckt, in dem sich die archäologische Erforschung der frühmittelalterlichen Alamannia bewegt.

Wenn wir uns nun der Frage zuwenden, welchen Beitrag die Archäologie zur Kenntnis der Frühzeit leisten kann und auch geleistet hat, vor allem in den zurückliegenden Jahrzehnten mit ihrer außerordentlich intensiven Grabungstätigkeit, müssen wir zunächst einen Blick auf die Quellenlage werfen und dann auch kurz den fachwissenschaftlichen Umgang mit diesen Quellen betrachten. Dabei wird erkennbar, welche Wege lange Zeit beschritten und welche neu eingeschlagen worden sind, welche Fragen früher im Mittelpunkt standen und wie dieser Fragenkatalog bis heute ergänzt und, nicht zuletzt durch stärkere Einbeziehung der Naturwissenschaften, erweitert wurde.

Beim Blick auf die verfügbaren archäologischen Quellen fällt sofort auf, dass wir es in der Zeit von der Einwanderung der Alamannen bis zu den letzten Königen aus merowingischem Hause mit zwei in ihrer archäologischen Überlieferung grundsätzlich verschiedenen, aufeinander folgenden Perioden zu tun haben. Etwa um 450 nämlich ändert sich die Bestattungssitte. Während in der vorangehenden Völkerwanderungszeit nur wenige beigabenführende Körpergräber eines hervorgehobenen Personenkreises bekannt sind, die Masse der Bevölkerung aber vermutlich in unscheinbaren Brandgräbern beigasetzt wurde, wird jetzt die Körperbestattung für alle sozialen Schichten verbindlich. Nahe den Siedlungsplätzen entstehen die so genannten Reihengräberfelder, nach denen die Zeit zwischen 450 und 700 n. Chr. auch als Reihengräberzeit bezeichnet wird. Generell führen diese Gräber Beigaben, enthalten also Waffen, Schmuck (Abb. 2), Ess- und Trinkgeschirr, Teile des Mobiliars und anderes. Dies ändert sich zunächst auch nicht oder nur wenig durch die Christianisierung, die schon im 6. Jahrhundert beginnt und seit etwa 600 n. Chr. vor allem vom neu gegründeten Bischofssitz Konstanz aus vor-



angetrieben wird. Erst um 700 n. Chr., vereinzelt auch schon früher, versiegt mit der von Seiten der Kirche durchgesetzten Auflösung der großen Ortsfriedhöfe diese wichtige Quelle, während Adelsgräber noch bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts, also bis zum Ende der Merowingerzeit, Beigaben enthalten können. Vor allem die Funde aus den Reihengräbern, von denen es allein in Südwestdeutschland einige zehntausend gibt, bilden ein außerordentlich reichhaltiges Archiv von „Bodenurkunden“, aus dem die Forschung schöpfen kann, ein Archiv, das zudem durch neue Grabungen und Entdeckungen ständig Zuwachs erhält.

Im Bereich der Siedlungen und Burgen gibt es ebenfalls Unterschiede. Generell sind die Fundplätze der Völkerwanderungszeit weniger zahlreich, auch wenn spätestens seit Beginn des 4. Jahrhunderts überall im Altsiedelland Hofgruppen und Dörfer entstehen und in dieser Zeit auf geeigneten Bergkuppen und Hochplateaus teilweise großflächige Höhenburgen angelegt werden. Aber auch für die Merowingerzeit bleibt die Zahl der durch Funde gesicherten Siedlungsplätze weit hinter der Zahl der Bestattungsplätze zurück.

So ist es kaum verwunderlich, dass sich die archäologische Forschung lange Zeit vorwiegend auf die Grabfunde und ihre Auswertung konzentriert hat. Hier lag ein großes und aussagefähiges Fundmaterial vor, das zur Analyse reizte, zunächst einmal, um ein sicheres System der Zeitbestimmung zu gewinnen, dann aber auch, um im weitesten Sinne kulturgeschichtliche, ebenso sozialgeschichtliche Fragen beantworten zu können. Auch Siedlungsgeschichtliches wurde nicht ausgeklammert. Im Rahmen des Möglichen suchte man Fragen nach Gründungszeit, Lebensdauer oder Bevölkerungsstruktur zu beantworten – vermittelt ein solches Reihengräberfeld doch auch

4 Hagnau, Bodensee-kreis. Luftbild des merowingerzeitlichen Holzturms in der Flachwasserzone (Mitte links vom Boot). Luftbild: O. Braasch, LDA, L 8320/13.

ein detailreiches Bild einer Siedlungsgemeinschaft, oft über viele Generationen hinweg. Nicht nur der Reiz wertvoller, in jedem Fall aber informativer Funde, ist für diese etwas einseitige Arbeits- und Betrachtungsweise verantwortlich zu machen. Es war eben relativ einfach, die häufig in der Nähe der heutigen Orte liegenden Alamannengräber zu entdecken und nicht besonders aufwendig, sie dann auch auszugraben. Man hatte also leichten Zugang zu dieser Quellengattung, wogegen die Erforschung von Siedlungen großflächige Ausgrabungen erfordern würde, die ohne Maschineneinsatz außerordentlich arbeitsintensiv und damit teuer gewesen wären. Außerdem herrschte lange Zeit die Meinung vor, dass frühmittelalterliche Wohnplätze vor allem unter den heutigen Dörfern lägen und deshalb kaum noch in größeren Zusammenhängen ergraben werden könnten. Dies hat sicher dazu beigetragen, dass die Möglichkeiten der Erforschung abgegangener Ortschaften, so genannter Wüstungen, die heute auf freiem Feld liegen und oft in ihrer ganzen Ausdehnung zugänglich sind, lange allzu pessimistisch eingeschätzt wurden (Abb. 3).

Gerade auf diesem Gebiet hat sich nun im letzten Jahrzehnt manches geändert. Nicht nur auf den seit der Spätantike bestehenden Höhenburgen wie dem Zähringer Burgberg bei Freiburg kam die Forschung in Gang, an mittlerweile zahlreichen Plätzen wurden auch mehr oder weniger große Ausschnitte, in selteneren Fällen auch fast das ganze Weichbild ländlicher Siedlungen ergraben, wodurch endlich auch die Welt der Lebenden stärker ins Blickfeld rückte. Dementsprechend konnte der Katalog der Fragen erweitert werden, die jetzt aussichtsreich diskutiert werden können: Hausformen und ihre Veränderung, Siedlungstypen und -strukturen, handwerkliche und gewerbliche Komponenten in den frühmittelalterlichen Dörfern und Burgen, Wirtschaftsweise, Ernährungsgrundlage, Vorratshaltung, schließlich auch Besiedlungsabläufe innerhalb größerer Landschaften wie auch kleiner Siedlungskammern. Die Analyse von Keller- oder Brunnenfüllungen gibt Hinweise auf allgemeine Lebensbedingungen, auf das natürliche Umfeld bis hin zu einer Rekonstruktion des Vegetationsbildes der umgebenden

Landschaft, lässt die Abhängigkeit der Siedlungsform wie des Besiedlungsbildes von natürlichen Faktoren wie Wasser, Böden, Höhenlage, klimatischen Verhältnissen oder nahe gelegenen und leicht erschließbaren Bodenschätzen erkennen. Hier kommt den Naturwissenschaften, besonders der Paläozoologie und der Paläobotanik mit den Schwerpunkten Haustierhaltung und Anbau von Nutzpflanzen, wachsende Bedeutung zu.

Und doch, bei allen methodischen Fortschritten, bei allen Möglichkeiten auch zur Durchführung großflächiger Grabungen bleibt immer noch ein Faktor im Spiel, der von Anfang an die an der Geschichte interessierten Menschen, Laien wie Gelehrte, fasziniert und begeistert hat und von dem unbedingt noch die Rede sein muss, wenn man über den Zuwachs von Wissen im Bereich der frühmittelalterlichen Archäologie reden will. Es ist das Finderglück, dem man nachhelfen, das man aber nicht erzwingen kann. Und auch diesem Glück verdanken wir manches „Neue“, so die Erkenntnis, dass es bei den Alamannen runenkundige, also schriftkundige Frauen gegeben hat – ablesbar an einem mit Inschrift versehenen Holzstab (Abb. 1) aus dem Gräberfeld von Neudingen an der Oberen Donau, auf dem die Verfasserin eines kurzen Widmungstextes abschließend mit Stolz vermerkt: *Blindgund urait runa* (sinngemäß: Ich, Blindgund, schrieb diese Runen). Oder dass wir seit kurzem die Reste eines Holzturmes im flachen Uferbereich des Bodensees bei Hagnau kennen, der im 7. Jahrhundert n. Chr. zum Schutz einer Hafenanlage errichtet wurde (Abb. 4).

Abschließend sei noch einmal ein schon berührter Aspekt besonders herausgestellt. Es sind nicht nur Grabungen der letzten Jahre mit teilweise spektakulären Ergebnissen, sondern auch unkonventionelle Denkansätze und Betrachtungsweisen, die eine gute Begründung dafür bieten, von etwas „Neuem“ in der Archäologie der Alamannen zu sprechen.

Prof. Dr. Gerhard Fingerlin

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 A

79098 Freiburg/Breisgau

Prähistorische Grabhügel als vielfältige Bezugspunkte in Zeit, Landschaft und archäologischer Forschung

Hügel als Bestattungsplatz und Grabform

Über die vor- und frühgeschichtlichen Grabhügel besteht eine reiche kulturgeschichtliche Überlieferung. Die vielfältigen Aspekte dieser Überlieferung werden anhand zahlreicher Beispiele, mit Schwerpunkt aus dem südbadischen Raum, in diesem Überblick dargestellt.

Jutta Klug-Treppe

Die Sitte, Tote in einem Hügel zu bestatten und über dem Grab einen Hügel aus Erde oder Steinen zu errichten, ist in den prähistorischen Kulturen Süddeutschlands seit dem Endneolithikum nachgewiesen. Diese Grabform wurde in den nachfolgenden jüngeren Kulturen wie Bronze-, Urnenfelder-, Hallstatt- und Latènezeit, in römischer Zeit und darüber hinaus auch in der Merowingerzeit und im Mittelalter immer wieder aufgenommen. Entweder wurden separate Hügel errichtet oder in bereits bestehenden älteren neu bestattet (Abb. 1).

Kein Grabhügel gleicht dem andern. Die Unterschiede hinsichtlich kultureller Zugehörigkeit, Größe, Dimension, Aufbau, Erhaltung und äußerem Erscheinungsbild sind offensichtlich. Innerhalb derselben Kultur lassen sich auch regionale Ausprägungen erkennen.

Spekulativ und vielseitig diskutiert werden in der Forschung die Motive, die für die Wahl einer relativ aufwendigen Grabform ausschlaggebend waren, und die Überlegungen zu den in den Grabhügeln bestatteten Personen. Hierfür bieten vor allem die hallstattzeitlichen Fürstengrab- oder Großgrabhügel reichlich Diskussionsgrundlagen. Sollten die Hügel als sichtbare Grabmonumente an die Toten erinnern oder wurden sie zum Schutz der Toten angelegt?

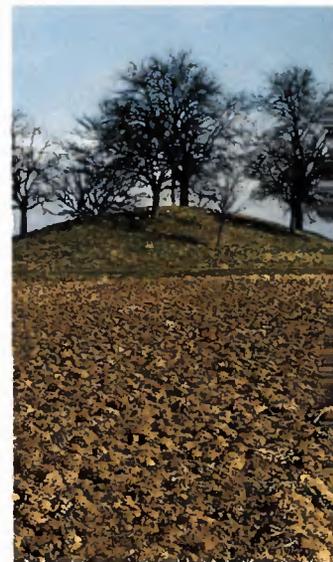
Grabhügel sind Bestattungsplätze, und die darin

angetroffenen Gräber unerschöpfliche archäologische Quellen, die uns indirekt über die Menschen der verschiedenen Kulturen, deren Bestattungssitten und -bräuche und über deren Umgang mit den Toten Auskunft geben. Grabhügel sind archäologische Kulturdenkmale, die immer schon bedroht waren und auch künftig von weiteren Zerstörungen bedroht sein werden (Abb. 2). Grabhügel umschreiben auch einen Siedlungsraum, da sie sich räumlich auf die zeitgleichen zugehörigen Siedlungen beziehen, die sich wiederum am lebensnotwendigen Wasser und an weiteren geografischen und siedlungsgünstigen Faktoren orientieren.

Gerade der individuelle und vielschichtige Bezug zu und der bewusste und unbewusste Umgang mit dieser Denkmalgruppe über größere Zeiträume hinweg bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts spiegelt indirekt den Zeitgeist und damit auch deren kulturhistorischen Stellenwert. In diesem Zusammenhang sollen einige Bezugsebenen herausgestellt werden.

Lage und Verbreitung der Grabhügel

Die zahlreichen Grabhügel und -gruppen aus den verschiedenen archäologischen Kulturen können verschiedene Kleinlandschaften in Süddeutschland prägen. Sie liegen vorwiegend auf bewalde-



1 Grabhügel als multi-kultureller Bestattungsplatz.

2 Grabhügel und aktuelle Bedrohung.

ten Höhenzügen oberhalb von Flusstälern, die als natürliche Verbindungswege gelten. Vor allem in den ausgedehnten Waldgebieten der Baar, des Dinkelberges am Hochrhein und der Schwäbischen Alb haben sich noch größere Grabhügelgruppen sichtbar erhalten, oft mit Spuren früherer Grabungsaktivitäten.

Grabhügel sind jedoch auch in den Ebenen wie z. B. in der Rheinebene in Ihringen/ Gündlingen „Nachtwaid“ (FR) anzutreffen, allerdings oft durch die ackerbauliche Nutzung stark eingeebnet und als solche kaum noch wahrnehmbar. Eine Ausnahme ist im freien Gelände die Grabhügelgruppe bei Neuhausen ob Eck „Hexerwiesen“ (TUT), die zu den größten und am besten heute noch erhaltenen Grabhügelfeldern in Baden-Württemberg zählt.

Forschungsgeschichte und Schicksal der Grabhügel

Grabhügel wurden schon zu Beginn der archäologischen Regionalforschung im 19. Jahrhundert als Begräbnisstätten der Ahnen gedeutet und nicht nur als natürliche Erhebungen angesehen. In der älteren Literatur ist von „Grabhügeln aus heidnischer Vorzeit“ und von „Hünengräbern“ die Rede. Im Mittelalter sah man in den prähistorischen Grabhügeln „Ahnengräber“.

Die sog. Steinhügel, nur aus Steinen errichtete, unterschiedlich große Hügel und -gruppen hingegen wurden in der älteren Forschungsgeschichte und auch noch bis in die Gegenwart als Lesesteinhaufen angesehen und nicht als Grabhügel wahrgenommen. Gerade diese Fehleinschätzun-

gen hat sie weitgehend vor Raubgrabungen bewahrt. Die Verbreitung zeigt Konzentrationen auf den bewaldeten Höhen am Hochrhein, im Schwarzwald, auf der Baar und der Schwäbischen Alb. Bei jüngeren Ausgrabungen wurde jedoch der Grabhügelcharakter und somit die Bedeutung für die Kulturlandschaft nachgewiesen (Abb. 3). Im Laufe der Jahrhunderte haben Grabhügel in der Landschaft und in der archäologischen Forschung unterschiedliche Schicksale erfahren. Das Interesse für die Hinterlassenschaften der „heidnischen Vorzeit“ und an „der vaterländischen Geschichte“ löste im 19. Jahrhundert bei den regionalen Geschichts- und Altertumsvereinen unterschiedliche Aktivitäten mit unterschiedlichen Zielsetzungen aus. Neben der Kartierung und Erfassung der Grabhügel in topografischen Karten konzentrierte man sich auch auf Untersuchungen, bei denen jedoch oft die Suche nach archäologischen Funden im Vordergrund stand, mit denen die Museen und Sammlungen bereichert werden sollten.

Die zahlreichen Ausgrabungen von Grabhügeln im 19. Jahrhundert brachten einerseits den Beweis, dass diese Hügel „alte“ Begräbnisplätze waren, andererseits entsprechen Dokumentation und Methode nicht unseren heutigen Maßstäben, sodass die Aussagen zu den Begräbnissitten lückenhaft blieben. Auch wenn sich die Ergebnisse dieser Untersuchungen in Publikationen niederschlugen, dürfen diese nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei diesen Aktionen zahlreiche Hügel zerstört wurden. Man spricht sogar vom „Grabhügelschlachten im 19. Jahrhundert“. Man konzentrierte sich auf das Hügelzentrum,



3 Grüningen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Steingrabhügel im Gewann „Honberg“, Ausgrabung 1983.



wo die Bestattung mit den Funden vermutet wurden, die Nachbestattungen sowie die Steinkreise oder Kreisgräben am Hügelfuß wurden nicht erfasst. Bei zahlreichen Grabhügeln sind heute noch die Spuren dieser Aktivitäten in Form von zentralen Trichtern und eingedellten Kuppen sichtbar.

Grabhügel wurden oft zweckfremd als Schuttabladeplatz und Lehmentnahmestelle benutzt oder „als störende Erhebungen auf einer Gemeindewiese“ von der Planiermaschine abgeschoben wie in Mauenheim (TUT). Steinhügel wurden zur Ausbesserung von Wegen abgetragen oder dienten als Materialdepot. Vor allem die großen Grabhügel zogen immer wieder Grabräuber an. Viele Hügel wurden auch durch die moderne landwirtschaftliche Nutzung zusehends zerstört oder durch Sturmschäden beeinträchtigt wie in Wiechs (LÖ). Dass der Wald keinen dauerhaften Schutz für Grabhügel bieten kann, zeigte der Orkan „Lothar“, der am 2. Weihnachtsfeiertag 1999 viele Grabhügel erfasst hat (Abb. 4). Auch der Einsatz moderner Maschinen und Technik in der Forstwirtschaft ist eine Bedrohung für Grabhügel.

Fielen im 19. Jahrhundert verstärkt Grabhügel dem individuellen Forscherdrang zum Opfer, so mussten im letzten Jahrhundert Grabhügel weitgehend dann untersucht werden, wenn sie durch Bauvorhaben wie Straßenbau (Rottweil „Beckenhölzle“ und Oberlauchringen im Bereich der Autobahntrasse), Ausweisung von Bau- und Gewerbegebieten wie in Gosheim „Brühl“ (TUT) (Abb. 5) und Bräunlingen „Niederwiesen“ (VS) oder bei der Anlage von Flugplätzen, bei Waldrodungen oder Einebnen des Geländes für militärische Zwecke wie in Dormettingen (BL) oder durch Kiesabbau im Rheintal (Oberrimsingen, FR) tangiert wurden.

Doch die Ausgrabung von Grabhügeln bedeutet immer deren dokumentierte Zerstörung. Vorrangiges Ziel ist jedoch, den heutigen Bestand an Grabhügeln zu sichern. Durch vorbeugende Schutzmaßnahmen wurden zahlreiche Grabhügelgruppen als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung gem. § 12 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg unter besonderen Schutz gestellt und ins Denkmalbuch eingetragen.

Grabhügel und Kreisgräben im Luftbild

Bereits eingeebnete Grabhügel sind im Gelände kaum zu erkennen. Dank der intensiv betriebenen Luftbildprospektion konnten in verschiedenen Regionen Baden Württembergs in den vergangenen 20 Jahren zahlreiche verflachte Grabhügel im Acker- und Wiesengelände dennoch lokalisiert werden. Oft weisen nur noch die im Luftbild erfassten sog. Kreisgräben, die als Begrenzung der Hügelschüttung interpretiert werden, auf ehemals vorhandene Grabhügel hin wie in Bräunlingen (VS), Mühlhausen-Ehingen (KN) und Hartheim (FR), um einige Beispiele zu nennen.

Die gesicherte Interpretation als Begräbnisplatz sowie die zeitliche und kulturelle Einordnung der Grabbefunde kann nur eine archäologische Untersuchung erbringen. Die Ansprache im Luftbild kann trotz Erfahrung zu Fehleinschätzungen führen wie in Müllheim (FR), wo die Kreisgräben Relikte von militärischen Stellungssystemen waren. In diesem Zusammenhang sei auch auf die neun Hügel im Gewann „Beckenhölzle“ nördlich



4 Grabhügel und Sturmschäden.

5 Gosheim, Kreis Tuttlingen. Grabhügel im Neubaugebiet „Brühl“. Ausgrabung 1987.

von Rottweil hingewiesen, die als keltische Grabhügel bekannt waren. Drei davon lagen im Trassenbereich der Nordumgehung von Rottweil und mussten untersucht werden. Im Laufe der Ausgrabung entpuppten sie sich jedoch als Überreste einer römischen Villa rustica.

Grabhügel und Flurnamen

Vom Volksmund erhielten Grabhügel oft einen eigenen Namen, oder die Flur wurde nach ihnen benannt. So können Flurnamen auf noch sichtbar erhaltene Grabhügel hinweisen oder der letzte Hinweis für inzwischen eingeebnete Hügel sein. Typische Flurnamen, die auf Grabhügel hindeuten, sind: „Bühl“ als Bezeichnung für eine „kleinere, leicht übersehbare Erhebung“ wie z. B. in Bubsheim (TUT) der „Sandbühl“ und „Steintaler Bühl“, in Kolbingen (TUT) der „Bürgle- oder Birklebühl“ oder der „Scheibenbühl“ in Königshausen (TUT) sowie „Dickenbühl“ und „Saubühl“ in Schwenningen (VS). Der größte Hügel auf der Baar, das „Magdalenenberge“ bei Villingen, wur-

de zeitweise im Volksmund nach einem Kreuz, das auf dem Hügel stand, auch „Kreuzbühl“ genannt.

Weitere Gewinn- bzw. Flurnamen, auf denen Hügel nachgewiesen sind, sind „Leh“ wie „Henneleh“ bei den Grabhügeln von Liptingen (TUT) oder „Löhbücke“ für die Grabhügelgruppe bei Ihringen-Gündlingen (FR). Auch der Name „Buck“ wie „Zwölferbuck und Gaisbuck“ bei Merdingen (FR) weist auf Grabhügel hin. Im Volksmund ist auch die Bezeichnung „Keltengräber“ wie in Brombach (LÖ) und „Keltengrab“ wie in Kommingen, Gem. Blumberg (VS), oder „Römerhügel“ bekannt, wie der Grabhügel bei Ludwigsburg genannt wird. Der Grabhügel auf Gemarkung Gosheim (TUT) „Im Böttinger Tal“ läuft im Volksmund unter „Totenhügel“.

Überliefert sind auch „Hunnengräber oder Hünengräber“, eine volkstümliche Bezeichnung für Grabhügel. Als „Hünengräber“ werden auch die ehemals überhügelten, aus Findlingen errichteten Megalith- oder Großsteingräber bezeichnet, die die norddeutsche Landschaft prägen. In den älteren topografischen Karten oder Forstkarten sind Grabhügel oft unter „Hunnengräber“ oder „Hünengräber“ eingetragen. Bei H. Schreiber ist der Name „Hünengräber“ eine Bezeichnung für nichtchristliche Gräber, die er den Kelten zuschreibt, und keine Bezeichnung, die sich ausschließlich auf Grabhügel bezieht. Die erwähnten Gräber wie z. B. aus Ebringen (FR) sind jedoch alamannisch. Nach K. Sippel ist der Name „Hünengräber“ eine seit dem 14. Jahrhundert übliche Bezeichnung für Grabhügel.

Überliefert ist auch der Flurname „Judenacker“ wie in Hubertshofen, Gem. Bräunlingen (VS), und in Neuhausen „Moos/Judenbühl“, Gem. Königsfeld (VS), ebenfalls ein Hinweis auf einen im Gelände sichtbar erhaltenen Grabhügel. Die Bezeichnung „Juden“ in diesem Zusammenhang ist im Sinne von nichtchristlich, also heidnisch zu verstehen. Eine im Volksmund geläufige Bezeichnung ist auch „Heidengrab“, wie der Grabhügel bei Malterdingen „Pfannenstiel“ (EM) genannt wird. „Auf den Heidengräbern“ liegen die merowingerzeitlichen Grabhügel in Wiechs (LÖ). Der Name „Heidengräber“ weist auf ehemals sichtbare Grabhügel hin und ist eine in früh- und hochmittelalterlichen Schriftquellen erwähnte Bezeichnung für ur- und frühgeschichtliche Bestattungsplätze und Grabhügel. Die mittelalterlichen Benennungen für prähistorische Grabhügel bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wurden von K. Sippel zusammengestellt. Die Grabhügelgruppe von Allensbach-Kaltbrunn (KN) liegt im Gewinn „Heidenbühl“. Ein frühkeltischer Grabhügel bei Nagold (CW) ist als „Heidenbühl“ bekannt.

Grabhügel und Sagen

Um Grabhügel ranken sich oft Sagen, die die Fantasie anregen und Anreiz für vielfältige Nachforschungen waren. Grabhügel galten auch als unheimliche Orte und Geisterorte, verbunden mit Spukgeschichten. Vielleicht blieben einige der Grabhügel aus diesen Gründen der Nachwelt erhalten. In der volkstümlichen Überlieferung werden der Grabhügel „Bernetbuck“ bei Oberrimsingen (FR) und die Grabhügelgruppe von Bad Krozingen-Schlatt (FR) „Hunnen- oder Hüttenbucke“ mit dem Hunnenkönig Attila in Verbindung gebracht. In beiden Fällen stimmte jedoch der „Hügelinhalt“ nicht mit der Sage überein. Vom Grabhügel „Bettelbühl“ bei Herbertingen (SIG) berichtet die Sage von einem Schloss auf dem Hügel und dass im Hügel eine der Herbertinger Kirchenglocke ausgegraben worden sein soll, auf dem „Lehenbühl“ bei Herbertingen-Hundersingen (SIG) soll ein „Leuchtturm“ gestanden haben. In den Megalithgräbern, den „Hünengräbern“ Norddeutschlands sah man nicht von Menschenhand errichtete Grabmonumente und brachte sie mit den Riesen aus grauer Vorzeit in Verbindung.

Grabhügel als Motive in der Dichtkunst und in der Malerei

Sieht man von Grabungsdokumentationen und Rekonstruktionsskizzen ab, die manchmal eigene Kunstwerke darstellen, wurde z. B. die vom Großherzog Friedrich von Baden 1864 veranlasste Ausgrabung des Hügels von Kaltbrunn, Stadt Allensbach (KN), auf einem Ölgemälde von Joseph Moosbrugger im Rosgartenmuseum Konstanz, wiedergegeben. Im Gegensatz zu antiken Steinbauten und neolithischen Pfahlbauten waren prähistorische Grabhügel als Bildmotive für die Künstler des 19. Jahrhunderts weniger attraktiv. Hünengräber (Megalithgräber) hingegen wurden von Caspar David Friedrich in seinen Landschaftsbildern übernommen.

Grabhügel und Megalithgräber wurden in europäischen Ländern als Motive für Briefmarken ausgewählt. Geldscheine trugen zeitweise ebenfalls archäologische Motive u. a. Hünengräber. Auf dem in verschiedenen Teilen Deutschlands zwischen 1914–1922 herausgegebenen Ersatzgeld waren Hünengräber (Megalithgräbern) abgedruckt. Indirekt ein Hinweis auf den Stellenwert von archäologischen Denkmälern in dieser Zeit. Auch die schwäbische Dichtkunst des 19. Jahrhunderts befasste sich mit dieser Denkmalgruppe, wie O. Paret anhand einiger Beispielen verdeutlichen konnte. Anlass waren Ausgrabungen von Grabhügeln, die das Interesse auf sich zogen und die Menschen inspirierten.

Grabhügel als Orientierungs- und Bezugspunkte

Die noch sichtbar erhaltenen Grabhügel spielten als Orientierungs- und Bezugspunkte in der Landschaft eine wichtige Rolle. Wegen ihrer Lage auf markanten topografischen Höhenlagen wurden sie als auffällige Orientierungspunkte bei der Festlegung von Gemarkungsgrenzen oder anderen Abgrenzungen (Weidegrenze) benutzt und sind oft an heutigen Gemarkungsgrenzen anzutreffen. Grenzziehungen orientieren sich oft an Grabhügeln, die die Funktion von Grenzsteinen hatten. In der Nähe von Sulz (RW) zieht die Markungsgrenze zwischen Dornhan und Sulz über zwei Grabhügel hinweg. In Hubertshofen, Gem. Bräunlingen (VS), z.B. bildeten die Hügel die Weidegrenze. Seit dem 8. Jahrhundert n.Chr. sind Grabhügel im Zusammenhang mit Grenzbeschreibungen oder mit Lageangaben, die sich auf Hügel beziehen, in schriftlichen Rechtsquellen überliefert.

Grabhügel und Verbindungswege

Grabhügel wurden auch als geografische bzw. topografische Bezugspunkte benutzt, um den Verlauf von alten Höhen- oder Verbindungswegen zu rekonstruieren. Im Marburger Raum ziehen sich parallel zum Lahntal auf dem bewaldeten Höhenzug der Lahnberge unterschiedliche große Hügelgruppen „wie Perlen einer Kette entlang“, die an einem alten Höhenweg liegen sollen. Auch die bronzezeitlichen Hügel aus der Grabhügelfeld von Böblingen sollen sich an einem alten Weg orientieren. Im Zusammenhang mit dem Archäologischen Lehrpfad in Nürtingen (ES) findet sich der Hinweis auf Grabhügel, die entlang eines Totenweges aufgeschüttet wurden. Die sich gegenüberliegenden Hügel sind aufeinander bezogen und in bewusster Reihung angelegt.

Auf Grund der optischen Verteilung geht man davon aus, dass sich die Grabhügel auf alte Wegenetze beziehen. Hierbei stellt sich jedoch auch die Frage, ob der Wegverlauf sich auch an den Grabhügeln ausrichten kann? Wie die Karte der römischen Besiedlung im Kreis Rottweil veranschaulicht, liegen zahlreiche keltische Grabhügel an römischen Straßen, die als Teilstücke im Gelände sichtbar erhalten sind. Es spricht einiges dafür, dass sich die römischen Straßenbauingenieure also an prähistorischen Grabhügeln orientierten und gleichzeitig alte Wegenetze für die römischen Straßenführungen übernommen haben.

Die zahlreichen Grabhügel auf dem bewaldeten Höhenrücken zwischen Bräunlingen und Waldhausen „Eichbuck, Kapf, Weißwald“ verteilen sich parallel an Wegen, die wohl auf alte Wege-

systeme zurückgehen. Der gut erhaltene Straßendamm am westlichen Rand dieser Grabhügelfelder lässt einen räumlichen Bezug zwischen der römischer Straßenverbindung, die vermutlich alte Wegesysteme benutzt, und prähistorischen Grabhügeln erkennen.

Auch die hallstattzeitlichen Grabhügel in Teningen (EM) „Teninger Allmend“, von denen einige römische Nachbestattungen enthielten, liegen in der Nähe der Römerstraße.

Grabhügel in Verbindung mit anderen Denkmälern

Dass Grabhügel auch auf älteren Siedlungsplätzen errichtet wurden, zeigt das untersuchte hallstattzeitliche Grabhügelfeld von Mauenheim im Hegau „Untere Lehr“. Unter den Hügelschüttungen einiger Hügel wurden älterurnenfelderzeitliche Siedlungsspuren wie Pfostenlöcher und Gräbchen sowie urnenfelderzeitliche Keramikscherben in den Hügelschüttungen beobachtet. In diesem Kontext ist davon auszugehen, dass bei der Auswahl dieses Areales zu Bestattungszwecken primär topografische Faktoren eine Rolle spielten.

Grabhügel in Verbindung mit Menhiren, Stelen, Kreuzen und Bildstöcken

Auf und neben prähistorischen Grabhügeln wurden immer wieder menhirartige Steinblöcke oder -säulen aus grob behauenen Steinen, aber auch anthropomorphe Stelen auf hallstattzeitlichen Grabhügeln beobachtet, die wohl zur Kennzeichnung der Gräber oder des Hügel dienten. Die berühmtesten Beispiele in Form von lebensgroßen Figuren, die keltische Krieger darstellen sollen, sind die Stele von Hirschlanden und die Steinfigur vom frühkeltischen Grabhügel beim Glauberg, Wetteraukreis, in Oberhessen.

Die Markierung von Grabhügeln mit christlichen Kreuzen ist ebenfalls zu beobachten. In Bubsheim (TUT) liegt am Rand eines Feldweges der Hügel „Sandbühl“, auf dem heute eine Tanne und ein



6 Bubsheim, Kreis Tuttlingen. Grabhügel „Sandbühl“.

Kreuz stehen (Abb. 6). Von Hubertshofen „Sebasi-
ansbildstöckle/ Judenacker“ (VS) sind Grabhü-
gel in der Nähe eines Bildstockes erwähnt, der
1750 zusammen mit den Hügeln, die gleichzeitig
eine Weidegrenze markierten, entfernt wurden.

Grabhügel und keltische Viereck- schanzen

Es ist eine auffällige Erscheinung, dass in der Nähe
von spätkeltischen Viereckschanzen oft Grabhü-
gelgruppen anzutreffen sind, sodass sich der Ver-
dacht aufdrängt, dass ganz gezielt Grabhügel als
Bezugspunkte ausgewählt wurden. Aus dem
Kreis Tuttlingen sind Aldingen „Bei der steinernen
Bruck“ und Spaichingen „Grube“ zu nennen. Bei
der Viereckschanze von Sulz (RW) wird die Sü-
decke von einem Hügel gebildet.

Grabhügel und römische Gutshöfe

Ebenso auffällig ist, dass römische Gutshöfe in der
Nähe von vorgeschichtlichen Grabhügeln liegen
wie z.B. die römische Villa bei Nenning im Saar-
land. Die Belegung des benachbarten Grabhügels
ist wohl im Zusammenhang mit der römischen
Villa rustica zu sehen. Es ist nicht auszuschließen,
dass Grabhügel in der Nähe von römischen Villen
von den Bewohnern auch als Bestattungsplätze
genutzt wurden. Außerhalb der Umfassungs-
mauer der römischen Villa rustica von Dornstadt-
Tomerdingen (UL) liegen im unmittelbarem Um-
feld zwei hallstattzeitliche Grabhügel, von denen
einer Reste einer römischen Nachbestattung ent-
hielt.

In den römischen Provinzen sind römische Nach-
bestattungen in prähistorischen Grabhügeln
mehrfach beobachtet worden. Es ist davon aus-
zugehen, dass den Römern die Bedeutung der
Grabhügel als Bestattungsplatz bewusst war und
dass sie gezielt die alten Hügel für ihre Gräber
ausgewählt haben.

Auf Gemarkung Rottweil verteilen sich sechs
Grabhügel im Halbkreis um die bereits in anderem
Zusammenhang erwähnte römische Villa rustica.
Ein untersuchter Hügel enthielt hallstattzeitliche
Bestattungen. Der räumliche Bezug zu diesen al-
ten sichtbaren Grabmonumenten ist wohl nicht
zufällig.

Grabhügel in Verbindung mit mittel- alterlichen Richtstätten

Oft werden auch Grabhügel in Verbindung mit
mittelalterlichen Richtstätten erwähnt, wie z.B.
das bereits in anderem Zusammenhang genannte
„Magdalenenbergle“ bei Villingen. Beim „Hei-
denbühl“ bei Nagold (CW) wird nicht ausge-

schlossen, dass er den Grafen von Nagold als Ge-
richtsplatz gedient hat. Prähistorische Grabhügel
wurden im Mittelalter als Orte der Rechtspre-
chung genutzt und als Bestattungsplätze der Ah-
nen angesehen und respektiert.

Die „Baumburg“ bei Herbertingen-Hundersin-
gen (SIG), ein mittelalterlicher Burghügel, Ende
des 11. Jahrhunderts als Sitz eines Hochadels-
geschlechtes angelegt, soll im Kern einen im Mit-
telalter stark umgestalteten vorgeschichtlichen
Grabhügel enthalten.

Grabhügel und Kapelle

Südlich der Landstraße Bäumlingen-Waldhausen
(VS) befindet sich etwa 100 m südöstlich der Ka-
pelle ein großer Hügel. Auch die Kapelle steht auf
einem künstlich errichteten Hügel. Es ist nicht aus-
zuschließen, dass ein älterer vorhandener Hü-
gel für den Bau der Kapelle überhöht wurde. In
Weilersbach, Stadt Villingen-Schwenningen, Ge-
wann „Kapellenwald/Glöckenberg“ liegt eine
Gruppe von etwa 14 Steinhügeln bei einer Kapel-
le. Es ist durchaus denkbar, dass man sich beim
Bau der Kapelle an diesen prähistorischen Hügeln
orientierte.

Grabhügel und Naturdenkmal

In Egesheim (TUT) liegt eine größere Gruppe gut
erhaltener Steinhügel auf dem bewaldeten Pla-
teau „Oberburg“, das sich an einen Steilhang mit
dem hallstattzeitliche/frühlatènezeitliche Opfer-
platz und dem Naturdenkmal „Heidentor“ ansch-
ließt. Hier dürfte das „Heidentor“ wohl das ältere
Denkmal sein, auf den sich die Hügel und der Op-
ferplatz beziehen.

Grabhügel und militärische Ein- richtungen

In diesem Zusammenhang ist auch die völlige
Zweckentfremdung von Grabhügeln zu erwäh-
nen. Vor und während des 2. Weltkrieges wurden
im linksrheinischen Oberrheintal im Zuge von mi-
litärischen Erdbewegungen auch „Unterstände,
Beobachtungsstände und kleine Kampfwerke in
Blocktechnik“ in vorhandene Hügel eingebaut
und Grabhügel zu militärischen Stützpunkten
ausgebaut. Die Hügelform blieb erhalten, die Grä-
ber und Funde wurden jedoch dabei zerstört. In
Hartheim (FR) durchschnitt ein Schützengraben
nicht nur den Kreisgraben, sondern auch das be-
raubte Zentralgrab. O. Paret berichtet von einem
Grabhügel an der römisch rätischen Limesmauer
bei Mögglingen (AA), in den ein vermutlich römi-
scher Kalkofen eingebaut wurde; gleichzeitig
führt auch die römische Limesmauer über einen

Hügel hinweg. Möglicherweise diente der Hügel als Orientierungs- und Vermessungspunkt bei der Grenzziehung.

Rekonstruktion und Erhaltung von Grabhügeln in der Landschaft

Grabhügel blieben in Verbindung mit modernen Einrichtungen zwar erhalten, sie wurden jedoch auch zweckentfremdet. In den „Römerhügel“ bei Ludwigsburg wurde 1877 ein Wasserbehälter eingebaut und bei einer späteren Erweiterung völlig umgestaltet. Dabei stieß man auf hallstattzeitliche Gräber mit reichen Funden. Ein Grabhügel im Stadtpark „Möglinshöhe“ von Schweningen diente einige Jahre als Festplatz. Dafür wurde die Hügelkuppe abgetragen und mit einer Asphaltplatte bedeckt. Heute ist die Platte beseitigt und der Hügel wieder aufgeschüttet und in den Stadtpark eingebunden. In Buchheim, Gem. March (FR), befindet sich auf der abgetragenen Kuppe eines stark zerstörten Grabhügels heute ein Fußballplatz. Die Grabhügel von Aasen „Schießbühl“, Stadt Donaueschingen, liegen heute am Rand eines Golfplatzes.

Einige Grabhügel, wie z.B. der keltische Fürstenhügel „Magdalenenberg“ bei Villingen, wurden nach der Untersuchung wieder aufgeschüttet und sind heute landschaftsbeherrschend sichtbar. Von den merowingerezeitlichen Grabhügeln in Überauchen, Gem. Brigachtal (VS), „Eggwald“ ist im Wald ein Hügel wieder aufgeschüttet, bei einem zweiten sind die restaurierten Steinkisten innerhalb des Hügels sichtbar erhalten.

Der Grabhügel von Tübingen-Kilchberg wurde nach der Untersuchung neu errichtet und in eine Grünanlage integriert. Zu erwähnen sind auch die Hügel aus dem hallstattzeitlichen Grabhügelfeld von Werbach (TBB). Außer den rekonstruierten Grabmonumenten werden auch unberührte Grabhügel in Anlagen integriert, wie die Grabhügelgruppe in Bubsheim „Im Steintaler Bühl“ (TUT), wo die größten dieser Gruppe in das geplante Gewerbegebiet südlich des Ortes einbezogen werden. In Böblingen wurden einige gut erhaltene Hügel eines hallstattzeitlichen Grabhügelfeldes bei der modernen Erweiterung des Waldfriedhofes berücksichtigt, und ein Hügel innerhalb des Friedhofareales rekonstruiert. In Schweningen liegen wieder aufgeschüttete Grabhügel innerhalb des Stadtparkes „Möglinshöhe“.

Grabhügel werden neben anderen obertägig sichtbaren Kulturdenkmälern auch in Archäologische Lehrpfade und in Wander- und Radwege eingebunden. Zu erwähnen sind u.a. Hochdorf-Eberdingen (LB), wo der 1978/79 ausgegrabene keltische Fürstenhügel nach der Untersuchung an

gleicher Stelle wieder aufgeschüttet und zusammen mit benachbarten archäologischen Fundstellen in einen archäologischen Wanderweg einbezogen wurde. In Bräunlingen z.B. führen ausgewiesene Wanderwege an Grabhügelgruppen vorbei. So bieten in Wanderrouten eingebundene Grabhügelgruppen (siehe Kreis Rottweil) immer wieder Anlass und Anreiz für Exkursionen und Wanderungen. Auf diesem Weg wird die Erinnerung an diese Denkmalgruppe wach gehalten.

Nachbestattungen in und bei prä-historischen Grabhügeln

Zahlreiche Grabhügel sind mehrperiodige und multikulturelle Bestattungsplätze, mit unterschiedlichen Belegungsphasen und –abfolgen (Abb. 1). Es zieht sich wie ein roter Faden durch die archäologischen Kulturen, dass bestehende ältere Grabhügel nach einem Belegungsabbruch oder einer -unterbrechung in jüngeren Kulturen zu Bestattungszwecken wieder genutzt werden, wobei die Zeitabstände zwischen der Erst- und der Wiederbelegung variieren. Ebenso unterschiedlich war der Umgang mit den Primärbestattungen. Darüber hinaus wurden auch in unmittelbarer Nähe bereits vorhandener Grabhügel neue angelegt und die alten in die Erweiterung des Bestattungsplatzes einbezogen.

Bestattungen, die sich auf alte Grabhügel beziehen (Nachbestattungen in oder jüngere Bestattungen bei älteren Grabhügeln), werden in der Forschung oft mit Ahnenglauben in Verbindung gebracht. Es ist jedoch von Fall zu Fall zu hinterfragen, ob sich die Nachbestattungen primär auf den Hügel als Grabform oder auf die darin bestatteten Toten bezogen. Bei der Wiederbelegung eines Hügels mit annähernd zeitgleichen Nachbestattungen derselben Kultur, wie z.B. beim Magdalenenberg, nehmen die Sekundärgräber und die Art der Verteilung wohl eher Bezug auf das Zentralgrab. Bei der Wiederbelegung eines älteren Hügels mit Nachbestattungen wesentlich jüngerer Kulturen war wohl eher der ältere Hügel als Bestattungsplatz für die räumliche Nähe ausschlaggebend. L. Pauli bemerkt treffend: „Also bleibt völlig undurchsichtig, wer nach welchen Regeln wann wen in dem Grabhügel oder dicht daneben bestattet hat“.

Die vielfach diskutierten Vorstellungen und Motivationen sowie die religiösen oder kultischen Hintergründe, die für die Wiederbelegung älterer Grabhügel ausschlaggebend waren, sind spekulativ. Sicher ist bei den einzelnen archäologischen Kulturen von unterschiedlichen Beweggründen auszugehen und eine einheitliche Grundidee auszuschließen. Grabhügel wurden als Begräbnisplätze der Toten (Ahnern) und als Monumente, die

für die Toten errichtet und den Toten vorbehalten waren, über Jahrhunderte hinweg in Erinnerung gehalten und respektiert. Man stellte sogar immer wieder gezielt den räumlichen Bezug und die unmittelbare Nähe zu diesen Bestattungspätzen her und knüpfte über die Kulturen hinweg an diese Grabhügeltradition an.

Die kulturhistorische Beziehung zu und der Umgang innerhalb der Gesellschaft mit dieser Denkmalgruppe waren einem ständigen Wechsel unterworfen. Grabhügel spielen bis in die heutige Zeit als vielfältige Bezugspunkte eine Rolle; auch in der archäologischen Forschung rücken sie immer wieder in den Mittelpunkt und ziehen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Aus Unwissenheit, aber auch durch gezielte Raubgrabungen und durch Naturkatastrophen wurden viele Grabhügel zerstört; aber auch durch schleichende Veränderungsprozesse sind inzwischen viele Grabhügel aus der Kulturlandschaft verschwunden. Das heutige Wissen um diese prähistorischen Bestattungspätze verpflichtet. Der Schutz des heutigen Bestandes liegt in unserer Verantwortung.

Die Autorin wird dieses Thema an anderem Ort ausführlich und mit reichen Literaturhinweisen behandeln, die hier bis auf wenige Hinweise nicht gedruckt werden konnten.

Literatur

- K. Bittel/W. Kimmig/S. Schiek (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (Stuttgart 1981).
- O. Paret, Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Stuttgart 1961), bes. 174–206.
- J. Rehmet, Neues zur Kreisgrabengeschichte. Opuscula. Festschrift für Franz Fischer. Tübinger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 2, 1987, 71–87.
- E. Sangmeister, Geschichte der archäologischen Forschung in Baden. In: E. Sangmeister (Hrsg.), Zeitspuren. Archäologisches aus Baden. Arch. Nachr. aus Baden 50 (Freiburg i.Br.1993) 8–20.
- H. Schmidt, Archäologische Denkmäler in Deutschland – rekonstruiert und wieder aufgebaut (Stuttgart 2000) 85ff.
- G. Wesselkamp, Die bronze- und hallstattzeitlichen Grabhügel von Oberlauchringen, Kr. Waldshut. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 17 (Stuttgart 1993) bes. 83 ff.
- G. Wieland (Hrsg.), Keltische Viereckschanzen: einem Rätsel auf der Spur (Stuttgart 1999), bes. 77 f.

Dr. Jutta Klug-Treppe

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 A

79098 Freiburg/Breisgau

Denkmalporträt



1 Luftbild der barocken Anlage „Schlösslematt“ bei Breisach.
Foto: R. Gensheimer;
Nr. 7910/003 B.

Breisach „Schlösslematt“ ein Wohnbau der barocken Belagerungswerke

Etwa 4 km nördlich von Breisach hat sich im Gewann „Schlösslematt“ eine Anlage erhalten, die im südlichen Oberrheingebiet singulär ist und deren Deutung seit ihrer Entdeckung unklar war. Ernst Wagner beschrieb sie erstmals 1881/82 als „ein Wiesengelände, welches sternförmig mit einem alten Graben umgeben ist“. Im Zuge der Flurbereinigung 1980 legte man Teile eines großen Gebäudekomplexes im Zentrum des Grabenwerkes frei. Erst durch Luftbildaufnahmen und anschließende Begehungen konnte die Struktur klar erfasst werden (Abb. 1).

Das gegenüber dem Umland um etwa 1 m erhöhte Areal ist von einer quadratischen Einfassung mit einer Seitenlänge von ca. 170 m umgeben. Jeder Seite ist mittig eine halbkreisförmige Ausbuchtung mit einem Radius von 40 m vorgelagert. Im Zentrum zeichnet sich deutlich das Fundament eines langrechteckigen Bauwerks von etwa 17 m Länge und 8 m Breite ab. Jeder der Ecken ist ein rechteckiger Risalit vorgelagert. Im Süden sind weitere Strukturen, möglicherweise ein Hof zu erkennen. Die Fundamente des zentralen Gebäudes waren aus Vulkantuff aus nahe gelegenen Steinbrüchen am Kaiserstuhl

und gelbbraunen Ziegelsteinen errichtet. Keramische Lesefunde aus dem Bereich des abgegangenen Gebäudes sind in das 17. Jahrhundert zu datieren. Die Grundform der Anlage, die Reste der Innenbebauung, verbunden mit dem Flurnamen „Schlösslematt“, führten zunächst zur Deutung als Wehranlage.

Die „Schlösslematt“ konnte bislang weder in Schriftquellen erfasst, noch in den zahlreichen historischen Karten des Breisacher Umlandes aus dem 17. Jahrhundert lokalisiert werden. Eine Darstellung des Belagerungssystems, das der Herzog von Bourgogne 1703 um die Stadt anlegte, verzeichnet in dem fraglichen Gebiet eine „vielle Redoute des enemies“, also eine ehemalige habsburgische Schanze. Diese Ansprache ist allerdings in Zweifel zu ziehen, auf Grund von Lage und Form der Anlage handelt es sich bei der Schlösslematt eher um eine repräsentative Wohnanlage als um einen Wehrbau. Dem entsprechend liegt sie etwa 800 m hinter den Belagerungsringen, die Herzog Bernhard von Weimar 1638 und 1703 der Herzog von Bourgogne um die Festung Breisach zogen.

Jüngst gelang es, eine weitere Darstellung der

2 Breisach, „Schlösslematt“. Ausschnitt der „Carte particulière de Brisach“, vor 1679 (British Library London, Sig. XC 105/8841165).



Schlösslematt ausfindig zu machen. Die vor 1679 entstandene „Carte particulière de Brisach“ aus der British Library London, vermittelt durch eine Zeichnung erstmals einen Eindruck vom Aussehen des Zentralbaus, der die zuletzt vorgeschlagene Deutung stützt und sich mit den im Luftbild erkannten Strukturen deckt (Abb. 2). Das repräsentative Bauwerk („Schlössle“) stellt den bislang einzigen Hinweis auf die urkundlich überlieferten

festen, zum Teil mit Kachelöfen ausgestatteten Wohnbauten in den barocken Belagerungswerken um Breisach dar.

Dr. Bertram Jenisch

LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Breisgau

„Vom Messbild zur Bauanalyse“ 25 Jahre Photogrammetrie im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Kolloquium am
17. November 2000
Stuttgart, Hospitalhof, Gymnasium-
straße 36, Eingang Büchsenstraße

Photogrammetrische Verfahren zur Dokumentation von Kulturdenkmalen werden in Baden-Württemberg seit Mitte der 60er Jahre eingesetzt. Das erste Projekt, die Aufnahme der Klosterkirche in Neresheim, wurde vom Institut für Baugeschichte der Universität Stuttgart bearbeitet. Seit 1975 führt das Landesdenkmalamt photogrammetrische Arbeiten in eigener Regie durch. Zu Beginn stand die zeichnerische Dokumentation mit Hilfe von Stereoaufnahmen im Mittelpunkt. Mittlerweile ist die Photogrammetrie zusammen mit anderen Messmethoden integraler Bestand-

teil der Bauuntersuchung. Durch moderne Mess- und Bearbeitungsmethoden – photogrammetrische Daten sind Grundlage für digitale Pläne und Informationssysteme – werden neue Einsatzbereiche in der Bauanalyse und für die weiterführende Planung erschlossen.

In dem Kolloquium werden aktuelle Themen aus Baden-Württemberg vorgestellt, die die Bandbreite der Photogrammetrie und der messtechnischen Bauuntersuchung aufzeigen. Darüber hinaus wird von Experten – Kunsthistorikern, Archäologen, Restauratoren, Architekten, Ingenieuren – berichtet, welche Bedingungen an die photogrammetrischen Arbeiten gestellt werden, und wie die messtechnischen Ergebnisse für wissenschaftliche Untersuchungen und für Maßnahmenplanungen umgesetzt werden.

Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in der Reihe „Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes“ publiziert.

Programm

9.30 25 Jahre Photogrammetrie im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes

9.50 Einführung in die Themen und Moderation
Dipl.-Ing. (FH) Günter Eckstein,
Referat Technische Dienste, Fotografie und Photogrammetrie, Landesdenkmalamt, Stuttgart

10.00 Großinventar

Die Bauaufnahme als Grundlage für Baugeschichte und Baubeschreibung am Beispiel Großinventar Schwäbisch Gmünd
Dr. Richard Strobel, Referat Inventarisierung und Dokumentation (Großinventar), Landesdenkmalamt, Stuttgart

Die photogrammetrische Bestandsaufnahme des Heiligkreuzmünsters in Schwäbisch Gmünd für Restaurierung und Inventar
Dipl.-Ing. (FH) Wolfgang Fischer, Beratender Ingenieur, Müllheim

Die digitale Bestandserfassung des Heiligkreuzmünsters in Schwäbisch Gmünd – Vom Detail bis zur Gesamtdarstellung
Dipl.-Ing. Claudius Homolka, Freier Architekt, Böblingen

Diskussion

11.00 Pause

11.20 Technische Kulturdenkmale

Bestandsdokumentation und Informationssystem zur „Oberen Mühle“ in Überlingen-Goldbach

Die Bestandsanalyse als Grundlage konservatorischer Maßnahmen
Dr. Peter Münzenmayer, Referat Inventarisierung und Dokumentation (technische Kulturdenkmale), Landesdenkmalamt, Stuttgart

Messtechnische Aufnahme von Mülheinrichtung und Architektur, Aufbau eines Informationssystems

Dipl.-Ing. (FH) Antje Breden, Referat Technische Dienste, Fotografie und Photogrammetrie, Landesdenkmalamt, Stuttgart

Identifikation und Beschreibung der Mühlentechnik
Andreas Hebisch, M. A., Beratender Technikhistoriker, Stuttgart

Diskussion

12.20 Archäologie

Aufgabenstellung bei der Dokumentation archäologischer Befunde
Dr. Sebastian Sommer, Referat Zentrale Fachdienste, Schwerpunktgrabungen und überregionale Aufgaben, Landesdenkmalamt, Stuttgart

Photogrammetrische Dokumentationsmethoden am römischen Gutshof in Oberndorf-Bochingen – Stereoauswertung und digitale Bildpläne
Dipl.-Ing. (FH) Martin Dendler, Referat Technische Dienste, Fotografie und Photogrammetrie, Landesdenkmalamt, Stuttgart

Diskussion

13.00 Pause

14.15 Moderation

Dr. Hartmut Schäfer, Referat Archäologie des Mittelalters/Bauforschung, Landesdenkmalamt, Stuttgart

Steinrestaurierung

Photogrammetrisch-messtechnisches Programm am Ulmer Münster
Dipl.-Ing. Ingrid Rommel, Münsterbaumeisterin in Ulm

Schadenskartierung auf der Basis photogrammetrischer Unterlagen am Ulmer Münster
Hermann Schäfer, Steinmetzmeister, Restaurierungsberatung, Erlensee

Dokumentation und Restaurierung der Steinskulpturen in der Vorhalle des Freiburger Münsters
Otto Wölbert, Restaurator, Referat Restaurierung, Landesdenkmalamt, Stuttgart

Diskussion

15.30 Pause

15.50 Bauforschung, statische Sicherung
Voruntersuchungen und Maßnahmen
zur Sicherung der Dreifaltigkeitskirche
in Konstanz

Die Bauanalyse als Planungsgrundlage
Dipl.-Ing. Eugen Schneble,
Freier Architekt, Konstanz

Messtechnische Bauuntersuchung
und Verformungsanalyse
Dipl.-Ing. (FH) Günter Eckstein, Referat
Technische Dienste, Fotografie und Photo-
grammetrie, Landesdenkmalamt, Stuttgart

Geotechnische Untersuchung und
messtechnische Überwachung der Bau-
maßnahme
Prof. Dr.-Ing. Peter Amann,
Institut für Geotechnik an der Eidgenössischen
Technischen Hochschule Zürich

Die statische Sicherung – Konzeption
und Ausführung
Dipl.-Ing. Johann Grau, Ingenieurbüro
für Bauwesen, Bietigheim

Bauarchäologische Untersuchung
und baugeschichtliche Auswertung
während der Sanierung
Frank Löbbecke, M. A., Freier Archäologe
und Kunsthistoriker, Freiburg

Diskussion

17.30 Zusammenfassung und Schlußdiskussion

Anmeldung

Anmeldungen werden bis zum 6. 11. 2000
unter folgender Adresse erbeten:

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Referat Öffentlichkeitsarbeit
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Fax: 0711-1694-513

Die Tagungsgebühr beträgt einschließlich
Verpflegung und nachträglich erscheinendem
Tagungsband DM 50.–

Wir bitten um Überweisung bis zum 6. 11. 2000
auf folgendes Konto:

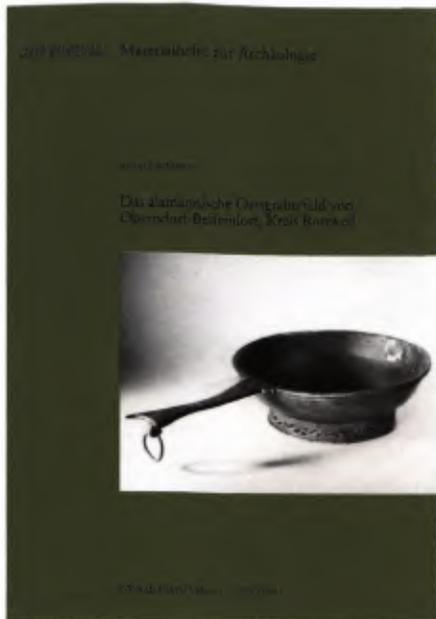
Empfänger: Landesoberkasse Baden-Württemberg
Konto: 10 54 63 31 00
Bank: Baden-Württembergische Bank Stuttgart
BLZ: 600 200 30
Kunden-Referenznummer: 80 30 04 30 03 316
Stichwort: Photogrammetrie

Abbildungsnachweis

J. Brodewolf, Kandern: 199 Abb. 2;
J. Jeras, Breisach: 204;
W. Kaiser, Freiburg: 169–174;
B. Laule, Freiburg: 193;
Fr. T. Leusch, Freiburg: 191;
E. Roth, Freiburg: 151, 152, 153 Abb. 4, 154;
I. Schubert, Schopfheim: 197 Abb. 1, 200–202
Abb. 10, 203;
Sigel, Flözlingen: 194 Abb. 2; 196 Abb. 7;
E. Thiessen, Kandern: 197 oben, 202 Abb. 11;

H. J. Wörner, Freiburg: 175–185;
Photo Hügin: 199 Abb. 3;
Generallandesarchiv Karlsruhe: 153 Abb. 3;
Oberfinanzdirektion Karlsruhe: 139–143, 146;
Stift Einsiedeln, Schweiz: 144, 145;
LDA, Freiburg: V. Hombach: Titelbild, 148–150,
157, 158 Abb. 2, 159 Abb. 5, 160, 162, 163,
165, 188 Abb. 5, 189, 190, 205 Abb. 4, 206;
LDA, Freiburg: C. Urbans: 217, 219 Abb. 4;
LDA, Freiburg: 155, 211–214, 218, 219 Abb. 5,
221;
LDA, Stuttgart: B. Steiner: 194, 195 Abb. 5.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg



Renate Wörner

Das alamannische Ortsgräberfeld von Oberndorf-Beffendorf, Kreis Rottweil

Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg Heft 44.

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.

243 Seiten Text mit 11 Abbildungen, 75 Tafeln. Preis: 70,- DM. ISBN 3-8062-1425-5.

Das merowingerzeitliche Gräberfeld von Beffendorf, heute ein Stadtteil von Oberndorf am Neckar, ist seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts bekannt. Durch einen ehrenamtlichen Mitarbeiter des Amtes wurden Anfang der 70er Jahre weitere, beigabenlose Gräber beobachtet. Eine Rettungsgrabung fand dann im Sommer 1971 statt, die rund 260 Bestattungen ergab. Damit wurde das bislang umfangreichste merowingerzeitliche Gräberfeld aus dem östlichen Schwarzwaldvorland, südlich der württembergischen Gäulandschaften, ergraben.

Das Gräberfeld, dessen Ausdehnung durch die Rettungsgrabungen ziemlich sicher erfasst worden ist, wurde nach Ausweis der Funde im letzten Viertel des 6. nachchristlichen Jahrhunderts angelegt, Bestattungen konnten bis in die Zeit um 700 n. Chr. nachgewiesen werden, dann hört die Belegung des Friedhofs auf. Er gehörte zu der in späteren Urkunden erwähnten Siedlung Beffendorf. Diese Siedlung scheint in der Zeit des Landausbaus angelegt worden zu sein, als auch weniger siedlungsgünstige Gebiete aufgesucht wurden. Die hohe Zahl von beigabenlosen Gräbern, rund 50%, weist darauf hin, dass der Friedhof insgesamt bis ins 8. Jahrhundert belegt ist. Anders als bei den großen Friedhofsanlagen in den nördlichen Gäulandschaften ist in Beffendorf anhand der Grabbeigaben keine starke soziale Gliederung der Bevölkerung zu beobachten. Bemerkenswert ist, dass eines der wenigen Gräber einer begüterten Oberschicht, das Frauengrab 150, bis auf wenige Überreste ausgeraubt worden ist.

Die Auflassung des Friedhofes wurde wohl durch den Wunsch der jetzt christianisierten Bevölkerung verursacht, bei einer Kirche, wohl im nahen Oberndorf, dem Zentralort, bestattet zu werden.



Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1999

Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg-Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden. Zusammenestellt von Jörg Biel.

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2000.

282 Seiten mit 196 Textabbildungen und 15 Farbtafeln.

Preis: 42,- DM. ISBN 3-8062-1469-7.

Im Frühsommer 2000 ist der 19. Band der „Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ mit 76 Beiträgen zur Landesarchäologie im Baden-Württemberg erschienen. Der diesjährige Band beschäftigt sich zu einem erheblichen Teil mit großen, oft über Jahre hin laufenden Grabungen sowie mit den Grabungsschwerpunkten in Ladenburg, Konstanz, Rottweil oder Ulm. Ungefähr die Hälfte der Beiträge berichtet von derartigen Projekten, die andere behandelt kleinere Rettungsgrabungen oder, vor allem im Bereich der Mittelalterarchäologie, über baubegleitende bzw. baubedingte Maßnahmen. Hierin spiegelt sich eine bewusste wissenschaftliche Schwerpunktbildung bei den Ausgrabungen wider. Die durchzuführenden Grabungen – ihre Kosten, Dauer sowie Einsatz und Intensität naturwissenschaftlicher Begleituntersuchungen – werden im Kreise der Fachkollegen diskutiert und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählt. So gelingt es meistens, den wissenschaftlichen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen.

Dies zeigt auch der neueste Band anhand zahlreicher Rettungsgrabungen, die durchaus die Qualität von Forschungsgrabungen besitzen und oftmals weit über das Land hinaus von Bedeutung sind.

Die „Archäologischen Ausgrabungen“ haben sich in zwei Jahrzehnten zu einem wichtigen und angesehenen Publikationsorgan entwickelt, das sowohl für die Fachleute wie auch für die interessierte Öffentlichkeit neueste Grabungsergebnisse vermittelt.



Günther Wieland

Die keltischen Viereckschanzen von Fellbach-Schmiden (Rems-Murr-Kreis) und Ehningen (Kreis Böblingen)

Mit Beiträgen von Konrad Dettner, Angela von den Driesch, Meinrad N. Filgis, Udelgard Körber-Grohne, Mostefa Kokabi, Martin Luik, Dieter Müller, Dieter Planck, Kristine Schatz.

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 80.

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.

281 Seiten, 149 Abb., 3 Beilagen, 47 Tafeln

Preis: 103,- DM. ISBN 3-8062-1481-6.

Stand bis zum Beginn der 90er Jahre die Deutung der spätkeltischen Viereckschanzen als Kultanlagen eindeutig fest, so ist diese Ansicht seit der großflächigen archäologischen Untersuchungen verschiedener Viereckschanzen, u.a. auch in Baden-Württemberg, stark erschüttert worden: Heute gelten sie überwiegend als zentrale Orte in einer bäuerlich geprägten Umwelt, die sowohl profanen als auch kultischen Zwecken dienten.

Die Auswertung der Grabungen in den beiden Viereckschanzen bei Fellbach-Schmiden und Ehningen im vorliegenden Band hat für diese zentralen Fragestellungen erhebliche Fortschritte erbracht. In Schmiden konnte 1980 ein Schacht innerhalb der Viereckschanze bis zur Sohle ergraben werden, dessen Funktion eindeutig als Brunnen anzusprechen ist. Aus der Verfüllung dieses Brunnens konnten u.a. die berühmten spätkeltischen Tierfiguren geborgen werden – hervorragende und einzigartige Zeugnisse keltischer Kunst und Religiosität. Daneben wurden hier sehr umfangreiche organische Materialien geborgen, die höchst aufschlussreiche Einblicke in die Umweltbedingungen und die Wirtschaftsweise jener Region in keltischer Zeit erbrachten. Bei Ehningen konnte 1984 die gesamte spätkeltische Viereckschanze untersucht werden mit interessanten Erkenntnissen zur Innenbebauung einer solchen Anlage. Zahlreiches römisches Material rückt hier die Frage in den Blickpunkt der Forschung, wie diese vorrömischen Anlagen unter den Römern genutzt wurden.

BEZUG DURCH DEN BUCHHANDEL

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (07735) 30 01
Telefax (07735) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmrsheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmrsheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (070 71) 2 00-1
Telefax (070 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (070 71) 9 13-0
Telefax (070 71) 9 13-201